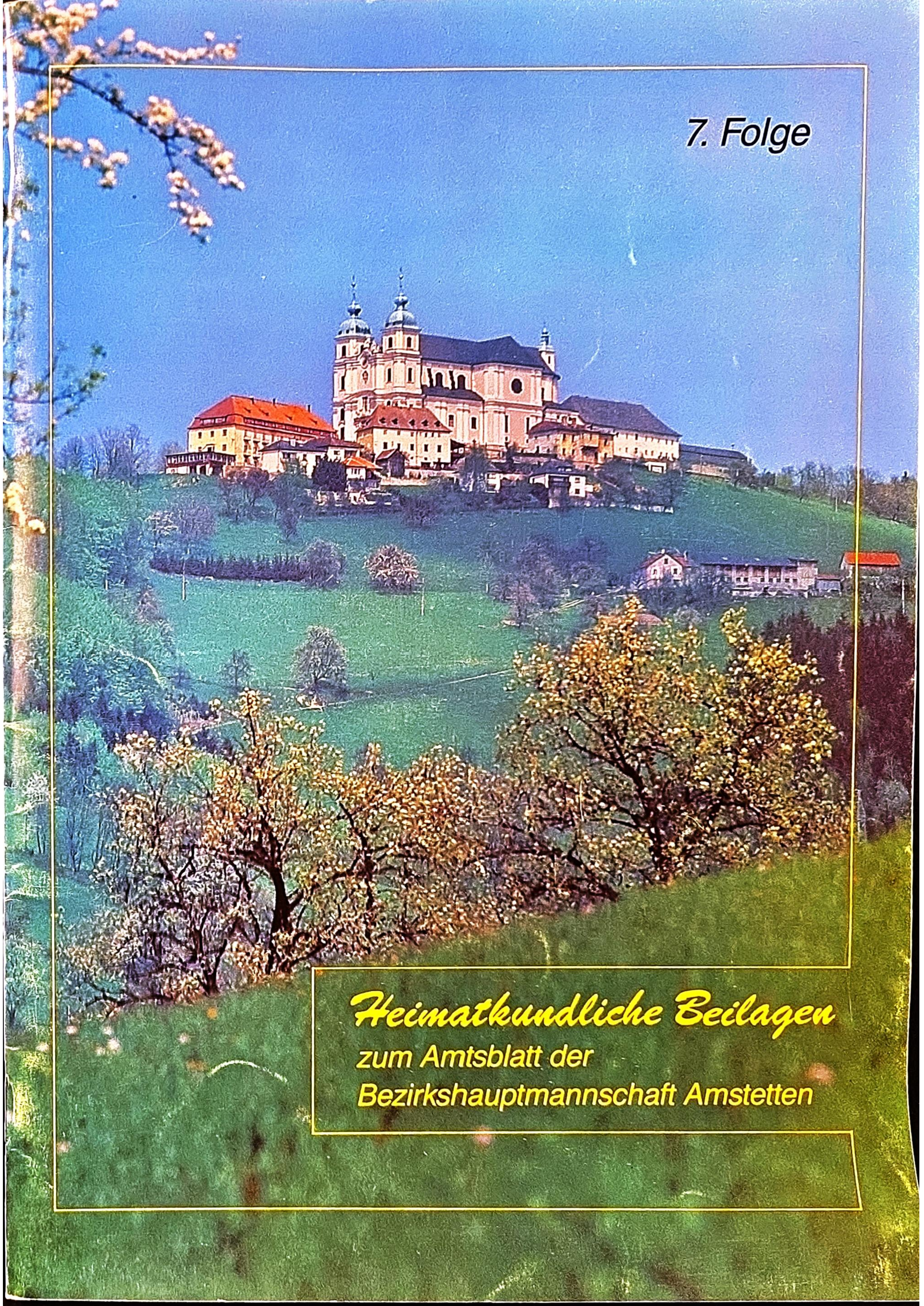
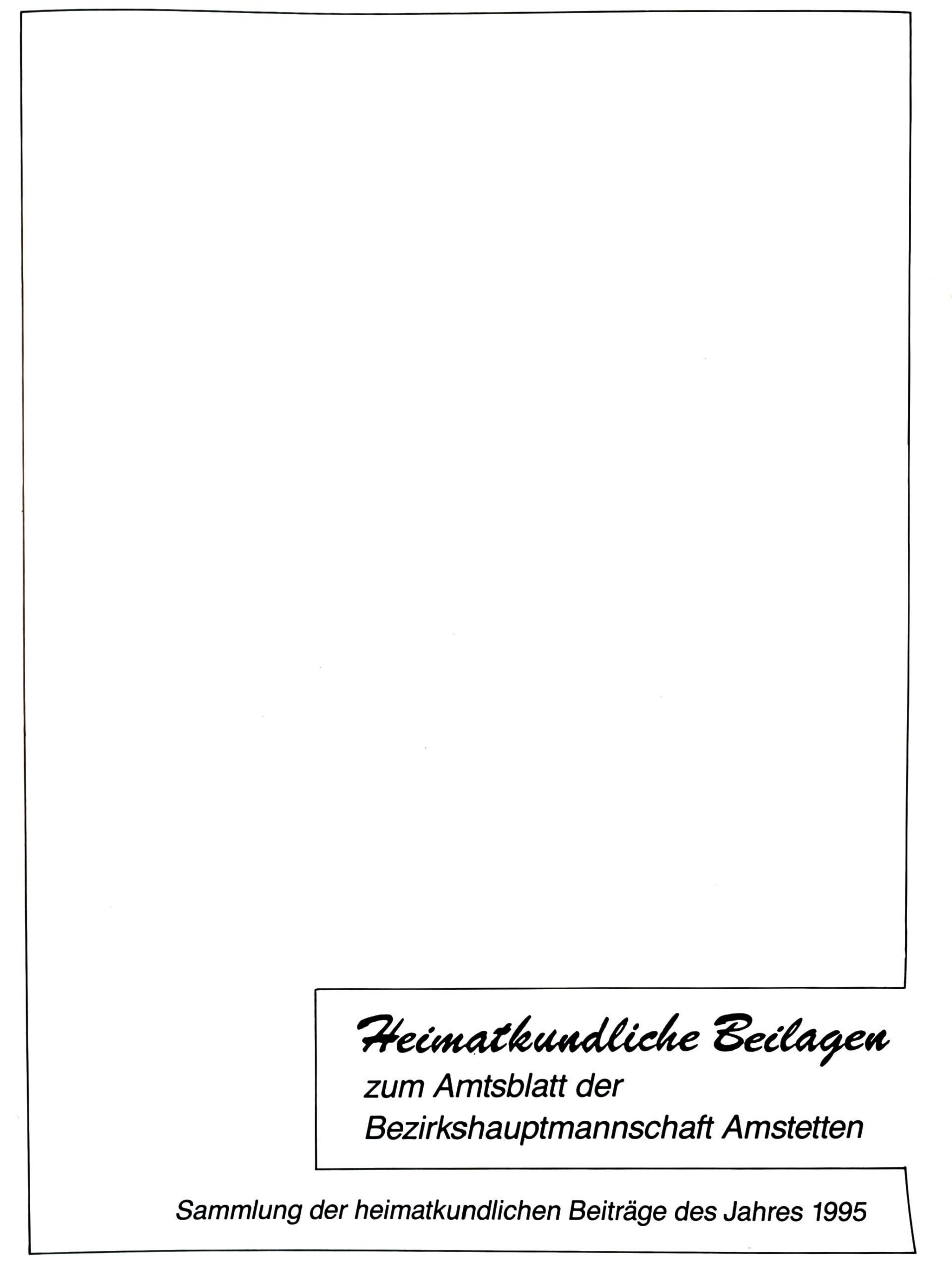

7. Folge
Heimatkundliche Beilagen
zum Amtsblatt der
Bezirkshauptmannschaft Amstetten


Heimatkundliche Beilagen
zum Amtsblatt der
Bezirkshauptmannschaft Amstetten
Sammlung der heimatkundlichen Beiträge des Jahres 1995



Medieninhaber und Verleger: Bezirkshauptmannschaft Amstetten, Preinsbacherstraße 11. — Für den Inhalt verantwortlich: Bürodirektor Paul Kowarsch, 3300 Amstetten, Preinsbacherstraße 11. — Druck: Druckerei Queiser Ges.m.b.H., 3300 Amstetten, Waidhofner Straße 48. Erscheinungsort und Verlagspostamt 3300 Amstetten, Niederösterreich. Foto Titelseite Hinterndorfer.

INHALTSVERZEICHNIS

Der Nationalitätenkonflikt in Amstetten vor dem 1. Weltkrieg

(Josef Freihammer)

Wenn wir die Ausgaben des „Amstettner Wochenblattes“ aus der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum 1. Weltkrieg durchblättern, begegnet uns fast in jeder Nummer das Problem des Konfliktes zwischen der einheimischen Bevölkerung und den nichtdeutschen Zuwanderern. Die Töne, die wir bei dieser Lektüre vernehmen, kommen uns bisweilen sehr vertraut vor – Ausländerfeindlichkeit hat es bei uns fast immer gegeben. Ausländerfeindlichkeit allerdings unter Anführungszeichen – denn bei den tschechischen und slowakischen Zuwanderern handelte es sich ja nicht um echte Ausländer, sondern um Staatsbürger der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, allerdings nichtdeutscher Muttersprache. Heute sind Türken und Jugoslawen Nicht-Österreicher, echte Ausländer. Dabei hat man damals wie heute eine nicht unerhebliche Zahl von Zuwanderern notwendig gebraucht – bei Bahn- und Straßenbauten und für viele Hilfsdienste – nur hat man stets zu verhindern getrachtet, daß sie hier auf Dauer seßhaft wurden. Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerung des Marktes Amstetten weitgehend bodenständig. Das änderte sich erst allmählich mit der weiträumigen Verkehrserschließung durch die Bahnbauten.

Zum ersten Mal ist der Einsatz fremder Arbeiter in großer Zahl beim Bau der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn 1857/1858 erfolgt. Es wird berichtet, daß tausende Menschen, meist Böhmen, mit Krampen und Schaufel die Erdarbeiten bewältigten, während man für die Steinarbeiten Italiener einsetzte. Die Arbeiter waren in Baracken und Scheunen untergebracht, eine Kantine versorgte sie mit Speis und Trank. In dieser Zeit stieg auch die Kriminalität im Raume Amstetten an – was die Abneigung der einheimischen Bevölkerung gegen die Fremdarbeiter verständlich macht. Aber schon für diese Zeit gilt, was auch heutzutage festgestellt werden kann - nicht immer waren es die ausländischen Arbeiter, die für die kriminellen Delikte verantwortlich waren. Zur Beruhigung der ansässigen Bevölkerung trugen zwei Dinge bei: Erstens die Tatsache, daß die fremden Arbeiter praktisch abgeschlossen für sich lebten und arbeiteten und nur in der arbeitsfreien Zeit den Markt besuchten (und nebenbei gern gesehene Kunden der Amstettner Geschäftsleute waren) und zweitens das Wissen, daß die Fremden sich nur vorübergehend in der Umgebung von Amstetten aufhielten.

Ähnliches wie beim Bau der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn wiederholte sich beim Bau der Kronprinz-Rudolf-Bahn 1871/72. Als bekannt wurde, daß die Zweiglinie der Kronprinz-Rudolf-Bahn von Amstetten nach Kleinreifling gebaut werden sollte, sammelte sich aus allen Kronländern stammendes Volk in Amstetten an, in der Hoffnung, beim Bahnbau unterzukommen. Familienweise lagerte es vor dem Markt. Als sich der Bahnbau immer wieder verzögerte, gerieten die arbeitslosen Massen in große Not. Die Bevölkerung des Marktes half den Verzweifelten immer wieder mit dem Lebensnotwendigsten. Trotzdem konnte nicht verhindert werden, daß sich die Eigentumsdelikte häuften. Keinesfalls sah man in den arbeitssuchenden Fremden eine Bedrohung der angestammten Art. Sogar noch beim Bau der Allersdorfer Ybbsbrücke 1900/01 betrachtete man die auf der Baustelle werkenden, in kleinen Hütten in der Ybbsau hausenden transleithanischen Arbeiter als Exoten, von denen man nichts zu befürchten hatte. Die Amstettner zogen damals in Scharen hinaus zur Ybbs, um sich das wunderliche Schauspiel neugierig anzuschauen. Trotz der damals schon stark spürbaren deutschnationalen Agitation gegen die slawische Überfremdung zeigte man keinen Haß.

Typisch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Wanderburschen, Handwerkergesellen, die auf ihren Wanderfahrten die notwendige Berufserfahrung sammelten. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts stammte schon fast die Hälfte dieser Wanderburschen aus dem Raum der heutigen Tschechei und Slowakei, wobei man aber zwischen Böhmen (Tschechen) und Deutsch-Böhmen (Sudetendeutschen) deutlich unterschied.

Eine einschneidende Änderung im politischen und gesellschaftlichen Leben ergab sich nach dem verlorenen Krieg von 1866 mit dem sogenannten „Ausgleich“, der Schaffung der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Die Vorrechte, die man den Deutsch-Österreichern und Ungarn gewährte, während man die Forderungen der Slawen mißachtete, bildeten in der Folge den Nährboden für die nationalen Konflikte, die schließlich zum Zerfall der Donaumonarchie führten. Mit der Einführung der allgemeinen staatsbürgerlichen Grundrechte in der liberalen Ära, zu denen auch die Freizügigkeit zählte, hatte man Bedingungen geschaffen, die ein beträchtliches Konfliktpotential in sich bargen.

Mit der Fertigstellung der Kronprinz-Rudolf-Bahn und der Errichtung der sogenannten Eisenbahn-Montur- und Reparatur-Werkstätte 1873 wuchs Amstetten über den Rahmen eines im wesentlichen von bodenständiger Bevölkerung bewohnten Marktes hinaus. Um die Jahrhundertwende waren allein in der Bahnwerkstätte an die 300 Eisenbahner beschäftigt, dazu kamen die übrigen Bahnbediensteten. Amstetten als Ausgangspunkt der Kronprinz-Rudolf-Bahn wurde, nachdem diese Bahnlinie 1884 verstaatlicht worden war, der Staatsbahndirektion Villach unterstellt. Da die Eisenbahner im gesamten Gebiet der Monarchie versetzt werden konnten, kamen nun zahlreiche Eisenbahner aus der Steiermark, Kärnten und Krain – auch solche nichtdeutscher Muttersprache – nach Amstetten. Um 1900 gab es in Amstetten etwa 450 Eisenbahner - Amstetten war endgültig zur Eisenbahnerstadt geworden. Diese Entwicklung war den in Amstetten maßgeblichen deutsch-liberalen Kreisen – sie stellten mit Ignaz Innerhuber auch den Bürgermeister - in vieler Hinsicht nicht genehm.Man war so sehr gegen das Vordringen des Slawentums, daß man 1878 auch gegen die Okkupation von Bosnien-Herzegowina Stellung bezog. Die liberale Reichsregierung ist deswegen auch zurückgetreten.

1880 gaben bei der Volkszählung von den 1727 Einwohnern Amstettens nur 3 als ihre Umgangssprache Böhmisch, Mährisch oder Slowakisch an. Dann aber nahm die Zahl der Zuwanderer aus dem Gebiet des heutigen Tschechien und der Slowakei sprunghaft zu. Noch größer aber war die Zahl der Zuwanderer, die einen tschechischen Namen trugen, aber bereits in Wien und Niederösterreich naturalisiert worden waren. Es

handelte sich dabei vorwiegend um Eisenbahner. Die meisten tschechischen Zuwanderer kamen aus Südböhmen (Budweis, Prachatitz, Krumau, Strakonitz usw.) und aus Südmähren (Brünn, Iglau). Nicht unerheblich war die Zahl der zugezogenen Deutsch-Böhmen (Sudetendeutschen). Das war insofern von Bedeutung, als gerade diese Neu-Amstettner, gegen die man natürlich keinerlei Vorurteile hegte, überwiegend deutschnational eingestellt waren, kamen sie doch aus einem Gebiet, in dem der Konkurrenzkampf gegen die Tschechen besonders rege war. Seit eh und je wurden die Zigeuner von der einheimischen Bevölkerung als Landplage betrachtet, auch als Überträger von Menschen- und Tierseuchen gefürchtet. Ein Gesetz von 1888 bestimmte, daß alle Zigeuner nach Ungarn abzuschieben wären. Keinerlei Probleme gab es mit den 60 Italienern, die Baumeister Schreihofer in seinem 1881 errichteten Ziegelofen beim Pöchhackerhof beschäftigte. Sie waren Saisonarbeiter, die den Winter stets bei ihren Familien, vorwiegend in Friaul, verbrachten. Überhaupt war von einem Nationalitätenkonflikt in Amstetten in den 80iger und 90iger Jahren des 19. Jahrhunderts kaum etwas zu bemerken. Die hiesige Zweigstelle des Deutschen Schulvereins mußte sogar wegen Mangels an Mitgliedern vorübergehend aufgelöst werden. Nach anfänglichem Protest nahm es die Amstettner Gemeindeverwaltung auch hin, daß die Heimatgemeinden der zugewanderten Handwerksburschen und Arbeiter mit ihr in tschechischer Sprache korrespondierte. Die Regierung der westlichen Reichshälfte hatte den Amtsgebrauch der tschechischen Sprache gestattet. Die Tschechen, die sich nun in Amstetten in großer Zahl niederließen, haben den Gebrauch ihrer Muttersprache rasch aufgegeben und sich schnell den hiesigen Verhältnissen angepaßt. Diese Tatsache schlug sich auch im Ergebnis der Volkszählung von 1890 nieder. Von den 2600 Einwohnern des Marktes Amstetten gaben nur 2 Personen Böhmisch, Mährisch oder Slowakisch als Muttersprache an. Bei der nächsten Volkszählung 1900 sah die Sache schon anders aus: Von den 5670 Einwohnern gaben 31 Böhmisch, Mährisch oder Slowakisch als Umgangssprache an. Um die Jahrhundertwende nahm der slawische Zuzug merklich ab, während die Zuwanderung von Sudetendeutschen anhielt, und damit auch das deutschnationale Element stärkte. Um 1900 trat bei den 22 Deutsch-Liberalen die deutschnationale Komponente immer stärker in den Vordergrund. Man glaubte das Deutschtum in der westlichen Reichshälfte durch das erstarkende slawische Element bedroht. Der deutsch-tschechische Sprachenkonflikt führte zu tumultartigen Szenen im Reichsrat und zu Straßendemonstrationen in Wien. Die nationale Frage bewegte bald die ganze Bevölkerung. Der steirische nationale Schutzverein „Südmark“, der sich für die Erhaltung deutscher Schulen in der von Deutsch-Österreichern und Slowenen besiedelten Südsteiermark einsetzte, gründete in Amstetten eine Ortsstelle. Der „Deutsche Schulverein“, wurde immer aktiver und erhielt von der Stadtgemeinde eine Subvention. Bei einer großen Burenfeier im Bräuhausgarten verglich man den Kampf der Buren gegen die Engländer mit der eigenen nationalen Sache. „Auch die Deutsch-Österreicher kämpfen um ihre Muttersprache“ hieß es. Es liegt auf der Hand, daß das eine maßlose Übertreibung war. Kämpferische nationale Töne waren in verschiedenen bürgerlichen Vereinen deutlich zu vernehmen, etwa im Turnverein, im Männergesangsverein, im „Deutschen Volksverein für Amstetten und Umgebung“ und im „Deutschen Frauenverein“. Der immer stärker zutage tretende deutsch-tschechische Konflikt wirkte sich auch bei den Landtags- und Reichstagswahlen vor dem 1. Weltkrieg aus, und zwar bei den Wählerstimmen in der Kurie der Städte und Märkte (5. Kurie). Tschechen waren vermehrt in Niederösterreich eingewandert, gelenkt vom tschechischen Nationalrat für Niederösterreich und zum Teil finanziert von tschechischen Banken. Sie siedelten vorwiegend im Osten, hauptsächlich in Wien, und waren zumeist bereit, sich der einheimischen Bevölkerung anzupassen. Dies führte im Gegenzug zu einer Stärkung der „Deutschen Volkspartei“. Bei den Wahlen übertraf sie die bisher stärkste Partei, die Christlichsozialen. Böses Blut machte die sogenannte Güterschlächterei. So berichtete das „Amstettner Wochenblatt“ 1905, daß böhmische Händler von einer verwitweten Bäuerin in Strengberg ein Bauerngut von 53 Joch aufgekauft, zerstückelt und die Teile weiterverkauft hätten. Solche Praktiken wurden natürlich von den Deutsch-Nationalen entsprechend angeprangert. 1907 weist der „Deutsche Schutzverein“ auf die slawische Überfremdung in Niederösterreich hin – man spricht von 4000 tschechischen Bauern und landwirtschaftlichen Hilfskräften im Kronland. Der Verein „Südmark“, der sich gegen die slawischen Expansionsbestrebungen wandte, wird immer aktiver. Es werden Familienabende veranstaltet, die gut besucht sind. Dabei spart man nicht mit Angstparolen. So heißt es etwa, die Deutsch-Österreicher zahlten mehr als siebenmal so viel an Steuern als die ganze slawische Bevölkerung. Die slawenfeindlichen Bestrebungen fanden fortan im „Amstettner Wochenblatt“ eine starke Stütze. Veranstaltungen des Vereines „Südmark“ werden lobend hervorgehoben, wenn sie gut besucht sind; sind sie schlecht besucht, wird das sehr bedauert. Meldungen über politische Aktivitäten von Tschechen werden entsprechend kritisiert. So fanden 1909 Protestversammlungen des Vereins „Südmark“ gegen die „fortgesetzte planmäßige Slawisierung Niederösterreichs“ statt. Ausführlich wird von einem Ausflug von Wiener Tschechen in die Wachau berichtet, gegen den zwei Protestversammlungen abgehalten werden. Dem tschechischen Abgeordneten Kramarsch wird vorgeworfen, er sei schon mehr in Rußland als in Österreich, Rußland sei der Tschechen Zukunft. Selbst bei einer Protestversammlung gegen den Steuerdruck Ende 1912 werden nationalistische Töne laut. Die Deutschen in Österreich und besonders im Stammland seien es satt, heißt es im Zeitungsbericht, „die Melkkuh zur Aufpäppelung anderer Nationalitäten in unserem Staate abzugeben.“ Alle anwesenden Abgeordneten unterstützten die Resolution. Die Klage über die traurige Lage der niederösterreichischen Gebirgsbauern, denen man 400.000 K Unterstützung gewähren mußte, wird mit dem Vorwurf verbunden, für die Slawen habe man viel mehr Geld zur Verfügung gehabt. Über das von den Sozialdemokraten geforderte Verhältniswahlrecht wird erstmals Ende 1913 im Amstettner Gemeinderat diskutiert. Die bürgerliche Mehrheit ist der Meinung, daß man mit einer solchen Änderung des Wahlrechtes in erster Linie den slawischen Minderheiten Vorteile verschaffte. Die Einführung des Verhältniswahlrechtes wird daher von der Mehrheit im Gemeinderat nicht befürwortet. In welchem Ausmaß nationale Bestrebungen in der Bevölkerung verankert sind, zeigt die Teilnahme am „Blumentag“ des „Deutschen Schulvereins“ im Frühjahr 1913. Alle völkischen Vereine sind vertreten, der Turnverein „Jahn“, der Männerturnverein, der Männergesangsverein Amstetten, der Männergesangsverein „Liederkranz“, die deutschen Handlungsgehilfenverbände und die beiden „Südmark“-Ortsgruppen. Der Kampf gegen die Tschechen führte bisweilen zu ausgesprochen skurrilen Vorgangsweisen. So beschloß der Gemeinderat der Stadt Amstetten schon 1903, eine 2. Apotheke für die östlichen Stadtteile zu beantragen. Das Ver-

fahren zog sich sehr in die Länge. Ende 1910 urgierte der Gemeinderat neuerlich die Errichtung einer 2. Apotheke. Endlich, 1914, war es so weit. Die 2. Apotheke wurde von der Landesstatthalterei genehmigt, der erstgereihte Bewerber war aber ein Tscheche! Das erregte die Gemüter in den deutschnationalen Bevölkerungskreisen. Das „Amstettner Wochenblatt" berichtete: „Dem Vernehmen nach wurde als 2. Apotheke ein Tscheche an erster Stelle vorgeschlagen, weshalb, wie uns mitgeteilt wird, die hiesigen Ortsgruppen der deutschen Schutzvereine im Einvernehmen mit der Stadtgemeindevorstehung eine Abwehrbewegung einzuleiten beabsichtigen." Unter dem Vorsitz von Bürgermeister Kubasta wurde ein Komitee zur Abwehr der geplanten Verleihung einer zweiten Apothekerkonzession an den Tschechen Gustav Sedlar aus Ungarisch-Brod gebildet. Es wurde berichtet, daß diese Konzessionsverleihung nur durch Interventionen der Abgeordneten verhindert werden könne. Eine energische Abwehr wurde beschlossen. Dazu sollte am 8. 2. 1914 im Saale des Gasthauses Brunner eine große Protestversammlung abgehalten werden. In der Einladung hieß es, kein Amstettner und kein Bauer, der noch deutsch fühle, versäume es, an dieser Protestkundgebung teilzunehmen. Zu dieser Versammlung kam es aber nicht, denn Herr Gustav Sedlar hatte in einem Brief an den Rechtsanwalt Dr. Förster unter Ehrenwort versichert, daß er nicht nur deutscher Erziehung, sondern auch deutscher Gesinnung sei. Außerdem war aus völkischen Kreisen Wiens versichert worden, daß höchstwahrscheinlich ein Irrtum vorliege. Die Protestversammlung wurde daraufhin abgesagt. Die Einberufer mußten sich sogar den Vorwurf gefallen lassen, daß sie überstürzt gehandelt hätten. Diese hinwieder rechtfertigten sich mit der Erklärung, daß die Begehrlichkeit des Tschechentums nach Erwerbsmöglichkeiten in deutschen Gebieten eine derartig notorische Tatsache sei, daß nie früh genug und nicht stark genug der Ruf erschallen könne, der alle deutsch gesinnten Männer zur Abwehr zusammenschließen solle. Die geplante Protestversammlung wurde sogar in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" in einem Artikel kritisiert. Über den Lokalbedarf für eine 2. Apotheke wurde am 5. 3. 1914 im Gemeinderat debattiert. Schließlich wurde der Antrag auf Befürwortung der Konzessionsverleihung mit allen gegen zwei Stimmen angenommen. Der Bewerber Gustav Sedlar war aber wegen der unliebsamen Vorfälle verärgert und zog seine Bewerbung zurück. Amstetten mußte noch bis 1923 auf seine 2. Apotheke warten.

Die Deutsch-Freiheitlichen gefielen sich immer wieder in argen Übertreibungen und Angstparolen. So forderten sie in einer Wählerversammlung im November 1908, man möge nicht zuwarten, „bis in Amstetten der letzte deutsche Eisenbahner verschwunden ist". Um der Behauptung, das Bahnpersonal bestehe zu 35% aus Slawen, entgegenzutreten, übermittelte 1909 die k.k. Heizhausleitung der Stadtgemeinde ein Verzeichnis über die Belegschaft. Danach waren der Heizhausleitung 358 Angestellte unterstellt. Darunter waren 292 Deutsche aus Oberösterreich und Niederösterreich, der Steiermark, aus Salzburg und Tirol; aus den slawischen Bezirken Böhmens stammten 14, aus den deutschen 9, aus Mähren 15, aus Kärnten, Krain usw. 13, aus Schlesien 12, aus Ungarn 2, aus Bayern 1. Beim Bahnhofumbau 1909 waren vorwiegend Kroaten (aus dem heutigen Burgenland, dem damaligen Westungarn) beschäftigt. Als sie höhere Löhne forderten, wurden sie kurzerhand entlassen und an ihrer Stelle „Einheimische", sprich deutsche Arbeiter eingestellt. Auch unter den Eisenbahnern selber machten sich nationale Bestrebungen bemerkbar. Am 19.7.1910 wurde in einer stürmisch verlaufenden Versammlung der „Reichsbund deutscher Eisenbahner" gegründet. Als Zweck dieser Vereinigung wurde angegeben, „das Eindringen slawischer Lohndrücker" zu verhindern und besonders die wirtschaftliche Besserstellung der deutschen Eisenbahner zu verwirklichen. Den Sozialdemokraten und ihren Gewerkschaften wurde vorgeworfen, der Slawisierung Vorschub zu leisten. In diesem ständig schwelenden nationalen Konflikt in Niederösterreich bildete die sogenannte „Lex Kolisko" ein Kapitel für sich. Der NÖ Landtag hat sich zum ersten Mal im Jahre 1896 mit dem Nationalitätenproblem des eigenen Landes beschäftigen müssen. Der Abgeordnete Dr. Rudolf Kolisko brachte den Antrag ein, die deutsche Sprache als ausschließliche Unterrichtssprache an allen Volks- und Bürgerschulen, soweit sie öffentlich waren, für alle Zeiten festzulegen. Das Gesetz wurde aber dem Kaiser nicht zur Sanktion vorgelegt. Von den Christlichsozialen wurde es damals nicht ernst genommen. Durch dauernde Wiederholung dieses Gesetzesantrages wurde der Inhalt der „Lex Kolisko" - auf Postkarten mit dem Bild des Abgeordneten versandt und in den Zeitungen immer wieder diskutiert - über die Parteigrenzen hinweg zum Allgemeingut der Bevölkerung. Im Jahre 1912 wurde die „Lex Kolisko" zum 12. Mal im Nö Landtag eingebracht, aber schon während der Landtagssitzung ließ der Statthalter Bienerth keinen Zweifel offen, daß es neuerlich zu keiner Vorlage kommen werde.

Damit gaben sich aber die deutschnationalen Kreise nicht zufrieden. Aus Vertretern der „rein deutschen" Kronländer Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg wurde ein deutscher „Wehrausschuß" gebildet, der sich in einem Aufruf vom 1. 6. 1913 an die Bevölkerung wandte, mit der Bitte durch eine Unterschrift auf einem Gesetzesantrag zu erklären, daß die „Lex Kolisko" Gesetzeskraft erlangen solle, wonach in den vier rein deutschen Kronländern für alle Zeiten die deutsche Sprache als Unterrichtssprache an sämtlichen öffentlichen Lehranstalten festgelegt werden solle. Auch in Amstetten wurde ein solcher Wehrausschuß gebildet, Bürgermeister Kubasta übernahm den Vorsitz. In der Gemeinderatssitzung vom 12. 6. 1913 stellte der Rechtsreferent Dr. Teutschmann, ein führender Vertreter der Deutsch-Freiheitlichen in Amstetten, den Antrag, die Unterschriftenaktion zugunsten der „Lex Kolisko" zu unterstützen und die Kosten, die nicht durch freiwillige Spenden aufgebracht werden könnten, durch die Gemeinde zu ersetzen. Es kam zu einer lebhaften Debatte, in deren Verlauf der sozialdemokratische Gemeindebeirat Ludwig Eisel meinte, auch die Sozialdemokraten seien Deutsche, sie faßten aber ihr Deutschtum anders auf als die bürgerlichen Parteien, und wenn sie Slawen in ihren Reihen hätten, so hätten solche auch die Christlichsozialen. Gemeinderat Zerdik, führender Vertreter der Christlichsozialen Partei, erklärte, auch die Christlichsozialen seien eine nationale Partei. Bei diesem Wettstreit, wer die nationale Sache am besten vertrete, ist es nicht verwunderlich, daß bei der folgenden namentlichen Abstimmung der Antrag Dr. Teutschmanns einstimmig angenommen wurde. In der Folge wurde die Unterschriftenaktion in Amstetten durchgeführt. Von etwa 8000 Einwohnern unterschrieben 3309, was von den Betreibern als „ziemlich befriedigend" bezeichnet wurde. Es gab aber auch Stimmen, die das Ergebnis als weniger gut ansahen. Mit dem Ausbruch des 1. Weltkrieges, bei dem die Männer aller Nationen der Donaumonarchie aufgerufen sind, für „Gott, Kaiser und Vaterland" ins Feld zu ziehen,

verliert der Nationalitäten[illegible] seine Bedeutung. Nach dem Zusammenb[illegible]völkerstaates und der Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich gewinnt dann eine andere Forderung an Bedeutung, die nach dem Anschluß an Deutschland. Alle großen Parteien sind sich in dieser Forderung einig, nur die Kommunisten und die Legitimisten lehnen diese Bestrebungen ab. Einen innerösterreichischen Nationalitätenkonflikt gibt es nur in Kärnten. Was jedenfalls bleibt, ist ein weitverbreiteter Antisemitismus. Die tragischen Folgen sind bekannt.

QUELLEN:

„Amstettner Wochenblatt" 1893 - 1914

Ratsprotokolle des Marktes bzw. der Stadt Amstetten

Dr. Leopoldine Pelzl: „Amstetten unter den Bürgermeistern des 19. Jahrhunderts"

Dr. Karl Gutkas: „Geschichte des Landes Niederösterreich" Band 3



Der Blumentag 1910, dahinter das alte Bezirksgericht

Kleine Mostphilosophie

(Christoph Wagner)

Der Aggregatszustand des Mostviertels und der Eisenwurzen ist ein flüssiger. Es ist ein beständiges Sprudeln, Quirlen, Rinnen, Perlen und Strömen, das diese Landschaft prägt. Vom Erzberg nach Norden hin verästelt und verzweigt sich ein verschlungener Organismus von Bergen, Tälern, Böschungen, Flüssen, Seen, Teichen, Wildbächen, Kanälen und Rinnsalen, ein arteriöses und venöses Geflecht von Flüssigkeiten, die alles Feste im Viertel ober dem Wienerwald durchfurchen, strukturieren und am Leben erhalten. Der Kreislauf dieses Körpers ist einfach zu beschreiben:

Die Arterien sind das Wasser. Die Venen sind der Most. Diese nimmermüde Zirkulation ständigen Fließens und Mischens, dieser Austausch der Flüssigkeiten und Säfte setzt die organische wie auch die anorganische Materie in Bewegung, verleiht dem Land Kraft und Kontur, bewegt Räder und Pressen, füllt Kammern und Schleusen, läßt Fässer und Schläuche vibrieren. Aus der Presse träufelt der dunkelbraune Obstsaft dick und träge durch eine Rinne in den im Keller bereitgestellten Bottich, wo die flüssigen und festen Bestandteile durcheinanderpurzeln, bis die Trester aufsteigen und abgeschöpft werden können. Von solcherlei Ballast befreit, strömt der Mostfluß weiter und mündet in die Bucht des aufnahmebereiten Fasses, wo die Fluten des einströmenden Saftes wie eine stürmische Brandung gegen die Daubengestade schlagen. Jedem Mostbauern sind sie eine unverkennbare Melodie, die Schlürf-, Gurgel- und Gluckgeräusche, von denen die Einheimischen sagen:
„Jetzt plaudert er wieder der Most."

Je größer das Faß, desto lauter wird das Gefurze und Gepolter. Gegen Leopoldi, so beteuern die ältesten und erfahrensten unter den Mostweisen, muß aus dem Faß deutlich hörbar eine Stimme ertönen, die in monotonem Gleichklang die Worte „Pold, Pold" murmelt. Nur wenn sich's so und nicht anders anhört, wissen die Eingeweihten, daß nunmehr der Segen des Landespatrons über dem Faß liegt.

Der Most ist der temperierte Sukkus, die Essenz allen Erdreichs, die unnachsichtig Art und Beschaffenheit des Bodens der Beurteilung durch Zungenknospen und Geschmackspapillen unterwirft. Es ist ein der Urbanisierung und dem damit verbundenen kollektiven Vergessen zu verdankendes Vorurteil, daß Most gleich Most sei. Tatsächlich ist Most jedoch von der ländlichen Temperamentenverteilung so abhängig wie Wein. Er kann je nach Boden- und Witterungsbeschaffenheit cholerisch, sanguinisch oder melancholisch sein und machen. Lediglich phlegmatisch ist und macht er selten.

Allein: Gilt dies nicht alles auch für den Wein, dessen Adepten für den Most meist nicht mehr als ein mitleidiges Lächeln übrig haben und ihn auf ihrer Tafel allenfalls als Aperitiv akzeptieren, als ein munteres Schäferspiel, das der heroischen Comedie humaine vorangestellt ist, in deren Verlauf sich die Aromen der Traube so vielschichtig entfalten dürfen wie menschliche Charaktere? Kein Wein schmeckt, so lautet eine alte Weinbeißerweisheit, wie der andere. Doch tut dies denn der Most? Keine noch so differenzierte Ampelographie weiß auch nur annähernd so viele Rebsorten aufzuzählen wie uns Mostäpfel- und Mostbirnensorten bekannt sind. Mundet nicht bereits ein Strengberger Most völlig anders als einer, der in Weistrach oder Gstetten gekeltert wurde? Und zwischen einem Kremstaler, einem Haager und einem Kärntner Most bestehen gewiß nicht weniger Unterschiede als zwischen einem Dürnsteiner, einem Retzer und einem Gamlitzer Wein.

Der Most, so erklären die im Argumentieren den Mostliebhabern seit jeher überlegenen Weinconaisseurs apodiktisch, sei ganz einfach nicht so elaboriert wie der Wein. Es fehle ihm an Nuancen und Zwischentönen. Sein Ausbau sei, um es einmal milde zu formulieren, unoriginell. Wo fände man denn bei Most eine Hierarchie der Düfte, eine progressive Entfaltung der Aromen, eine ähnliche Decodierbarkeit der Extrakte wie beim Rebensaft?

Der Most hingegen: Ist er nicht von erdigem, flurschwerem Geschmack? Sind seine Düfte nicht in Wahrheit Dünste? Fehlt es seiner Säure nicht an Feingliedrigkeit? Verrät nicht selbst die ausgeprägteste Mostnase letztlich einen unverkennbaren Kellerton? Ist das, was Mostfreunde gerne als schmeckbare Landluft bezeichnen, nicht in Wahrheit ein Gärfehler? Vermissen wir im Mostbouquet nicht jegliches beschreibbare Ordnungsprinzip? Der Most übersteht peinliche Befragungen dieser Art souverän. Und man muß gar nicht erst den beliebten Vergleich zwischen Burgtheater und Löwingerbühne bemühen, um dem Most gegenüber dem Wein Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn selbstverständlich gibt es das Parfum von Äpfeln und Birnen, es existieren auch beim Most edle Bittertöne und subtile Gewürzkonnotationen. Harmonisch eingebaute Kohlensäure vermag da wie dort die Zungenspitze zu kitzeln, und wie beim Wein ist auch beim Most der Duft die Seele des Elixiers. Freilich lassen sich auch Indizien finden, die erklären, warum der Most in der gehobenen Feinschmeckerei so gar keine Rolle spielt. Sie sind allerdings durchwegs nicht geschmacklicher Natur, sondern betreffen das soziale Umfeld und die mit dem Most verbundenen Trinkgewohnheiten. So ist der Most anerkanntermaßen kein Freund des kleinen, sondern einer des großen Schlucks. Ja, es gibt sogar Mosttrinker, die darauf schwören, daß der Most erst nach dreimaligen Schlucken seine volle Geschmacksbreite auszuspielen vermag. Most paßt außerdem nicht in Designerflaschen. (Vielleicht auch deswegen, weil sich die überkommenen Behältnisse wie Plutzer, Krug oder Krügel ohnedies als ebenso funktionell wie formschön erwiesen haben.) Schließlich wird der Most auch gemeinhin nicht verkostet, sondern „gepiperlt", was im Mostviertler Dialekt soviel wie „heimlich trinken" oder „lutschen" bedeutet. Während das „Piperln" stets von kleineren Dosen ausgeht, gibt es auch für den Konsum größerer Mengen einen autochthonen Terminus technicus. Die Rede ist vom „Mostdudeln", das üblicherweise schnurstracks in den Rausch, den sogenannten „Dudl" oder „Säusler" mündet.

Der Most scheint sich angesichts solch derber Konnotation heute weniger denn je zum Getränk der wissenschaftlichen Fachdegustation zu eignen. Seine eigentliche Chance liegt vielmehr darin, ein Getränk der Sehnsucht zu sein. Most ist – aller Geschmacksintensität, die damit unbestritten verbunden sein mag, zum Trotz – bis heute ein unverbildetes Nahrungsmittel, ein den Wurzeln und dem Erdreich abgetrotzter Ursaft geblieben. Auch wenn er über eine mehrtausendjährige Geschichte zurückblicken mag, so mangelt es dem Most dennoch an einer in

Sachen Public Relations unverwertbaren Kulturgeschichte. Weit und breit findet sich kein Dionysos oder Bacchus des Mostes. Und auch wenn der hl. Christophorus und der hl. Leonhard für die Obsthändler oder der hl. Jakob für die Apfelbäume zuständig sein mögen, so wird man in den Legendenbüchern vergeblich nach einem allgemein akzeptierten Mostheiligen suchen. Doch gerade, daß der Most eine „terra incognita", daß er bei aller Geschichte geschichtslos, bei aller Geschmackszivilisation unzivilisiert und bei allem Maßhalten maßlos ist, unterstreicht sowohl seine Urtümlichkeit als auch seine Naturbelassenheit. Während Wein und selbst Bier sich längst in den Fesseln und Fallstricken des Common Sense verfangen haben, ist der Most ein Objekt des „Wilden Denkens" geblieben, das der Ethnologe Claude Levi-Strauss einmal als „Ritus, der auch Spiel ist" bezeichnet hat. Dieses spielerische Element ist dem Most auch heute noch zutiefst eigen. Und so dürfen sich die sogenannten „Mostschädeln" zugute halten, daß der Homo sapiens (wörtlich: der schmeckende Mensch) sich hier intensiver als anderswo auch eine Erinnerung an den Homo ludens erhalten hat, der sich seinen Spieltrieb von den Errungenschaften und Irritationen der Zivilisation bis heute nicht wirklich beeinträchtigen ließ.



Der Einfluß des Physiokratismus auf unsere Obstbaumkultur

(Ing. Dr. Herwig Reichenfelser)

Die nationalökonomische Lehre des Physiokratismus wurde von Francois Quesnay (1694 bis 1774), dem Leibarzt Ludwig XIV., und der Madame Pompadour begründet. Dieses nationalökonomische System vertrat die Ansicht, daß der Reichtum eines Volkes nicht vom Handel und dem Gewerbe komme, so wie es der vorher herrschende Merkantilismus vertreten hat, sondern allein durch die Landwirtschaft: Die Landwirte stellen die einzig wirklich produktive Klasse innerhalb einer Volkswirtschaft dar. Die Physiokraten vertraten aber gleichzeitig auch die Ansicht, daß der wirtschaftliche Kreislauf nur dann funktionieren kann, wenn der Gesetzgeber nicht in ihn eingreife. Diese Lehre drang langsam auch nach Österreich vor. Unter Maria Theresia begann man sich zunächst im Sinne der merkantilistischen Lehre um die Wirtschaft zu kümmern; Nach außen hin mußte Österreich, um der industriellen Vormachtstellung des Westens zu begegnen, an den Regeln des Merkantilismus festhalten und die Grenzen aufbauen. Im Inneren der Monarchie kam es jedoch zu einer Liberalisierung des Handels und damit auch zur Aufhebung der Binnenzölle, um zwischen den Staaten der Monarchie ein einheitliches Wirtschaftssystem zu schaffen. Dieser Maßnahme gingen auch eingehende Untersuchungen der Ein- und Ausfuhren von Waren voraus. Dabei hat man festgestellt, daß Obst, insbesonders das haltbare Dörrobst, in größeren Mengen eingeführt werden mußte. Dörrobst war damals eine wichtige Grundlage für die Ernährung der Bevölkerung. Unter Berücksichtigung der Lehre des Physiokratismus, daß die Landwirtschaft der einzig produktive Zweig der Wirtschaft sei, versuchte man nun, um am Obstmarkt autark zu werden, die Einfuhren zu reduzieren und die inländische Obstproduktion zu steigern.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts stieg das Interesse der Wissenschaftler und der maßgeblichen staatlichen Stellen an den landwirtschaftlichen Problemen stark an. Inwieweit dazu die Lehre des Physiokratismus beitrug, läßt sich heute nur mehr schwer feststellen. Es war die Zeit der ersten Phase der Agrarrevolution, die vor allem in einer Intensivierung des Anbaues und in der Durchsetzung neuer Pflanzen, auch neuer ertragreicher Obstbaumsorten bestand. Wobei man nicht übersehen darf, daß die damaligen Maßnahmen zur Förderung der Pflanzung von Obstbäumen nur ein Teil der allgemeinen Agrarreform dieser Zeit war. Es war jene Periode, in der man von der Jahrhunderte lang bestandenen Dreifelderwirtschaft (Winter-, Sommergetreide, Brachland) zur Fruchtwechselwirtschaft überging.

Da die Bauernschaft der Tradition verbunden war, ließ sie sich nur schwer von den Neuerungen überzeugen. Es war daher erforderlich, die Intensivierung des Obstbaumanbaues durch die Erlassung von staatlichen Verordnungen durchzusetzen. Allerdings waren die ersten Hofdekrete noch ganz im Sinne des Physiokratismus erlassen. Es ist noch kein staatliches Eingreifen in die Landwirtschaft zu erkennen, es werden vielmehr nach dem physiokratischen Grundsatz „Laisser faire, laisser passer" (Was da geschieht: laß es durchgehen!) lediglich Empfehlungen ausgesprochen.

Noch in der Regierungszeit Maria Theresias wurde mit Hofrescript vom 24. September 1763 erstmalig die Empfehlung ausgesprochen, daß die Städte und Ortschaften an den Straßen Bäume, unter anderem auch „wilde Obstbäume", pflanzen sollen. Mit allerhöchster Resolution vom 29. Jänner 1780 wurde die Pflanzung von Bäumen auf den öffentlichen Wegen und Straßen empfohlen, wobei schon Richtlinien über die Art der Pflanzung ausgesprochen wurden. So wurde empfohlen, die Bäume nicht in den Schotter der Straße, sondern jenseits des Straßengrabens zu setzen. Gleichzeitig wurde angeordnet, daß Denunzianten, die Baumfrevler anzeigen, für jeden beschädigten Baum 2 Gulden erhalten sollten. Es scheint, daß die reine Empfehlung nicht den gewünschten Erfolg gebracht hat, denn in einem weiteren Hofdekret vom 7. Mai 1782 wurde zur Förderung der Obstbaumpflanzungen angeordnet, daß die Landbewohner, die viele und gute Bäume gesetzt haben, prämiert und beim „allerhöchsten Orte" (Kaiser Joseph II.) gemeldet werden sollten. Noch greift man nicht direkt in die Landwirtschaft ein, sondern setzt durch Belohnungen Anreize zur Obstbaumpflanzung. Gleichzeitig wurden Strafbestimmungen gegen vorsätzlichen Baumfrevel erlassen. Wenn ein vorsätzlicher Baumfrevel erstmalig nachgewiesen wurde, so war der Täter mit zweijähriger Zuchthausstrafe, beim zweiten Mal mit drei Jahre Festungshaft zu bestrafen. Gleichzeitig wurde angeordnet, daß entsprechende Tafeln zur Abschreckung des Baumfrevels aufzustellen seien, aus denen auch das Strafausmaß zu ersehen sei. Einen weiteren Anreiz brachte das Hofdekret vom 16. Oktober 1784. Damit wurde der von der Grundhoheit eingehobene Obstzehent (wir befinden uns noch in der Zeit vor der sogenannten Bauernbefreiung) gänzlich aufgehoben, und jene Landwirte, die mehr als hundert gute Obstbäume gepflanzt haben, wurden mit einer silbernen Medaille belohnt. Hat man bisher streng vermieden, mittels Anordnungen in das wirtschaftliche Geschehen unmittelbar einzugreifen, so wird sukzessive von diesem Grundsatz, und damit auch von physiokratischen Gedankengut, abgegangen. Mit Hofdekret vom 17. März 1787 wird bereits verordnet, daß die Obstbäume im späten Herbst und zu Beginn des Frühjahrs von Raupen zu befreien und die Bäume im Herbst mit einem hölzernen Messer sorgfältig von Moos zu reinigen seien. In der Folge beginnt man auch persönliche Ereignisse mit der Baumpflanzung zu verbinden. So wird mit Hofdekret Josephs II. vom 7. März 1789 den Bauersleuten anläßlich der Eheschließung die Verbindlichkeit auferlegt, einige Obstbäume anzupflanzen. Diese Pflanzung hat im Jahr der Trauung „unnachsichtlich" vorgenommen zu werden. In einer Regierungsverordnung vom 22. Juni 1789 werden die k.k. Kreisämter (Vorläufer der Bezirkshauptmannschaften) angewiesen, den Gemeinden mitzuteilen, wie viele Obstbäume sie zu setzen haben. Wenn die Gemeinde dieser Anordnung nach einer Mahnung nicht nachkommt, so haben die Kreisämter das Nötige sofort einzuleiten.

Mit diesen letztgenannten Verordnungen wurde Abschied von der Lehre des Physiokratismus genommen. Der Physiokratismus war eine Volkswirtschaftslehre, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts an Bedeutung verloren hat. Sie war durch die allzu

[illegible] Betonung [illegible] nicht [illegible], hat aber die N[illegible] Land-wirtschaft in einem funktionierenden [illegible] deutlich gemacht.

Physiokratismus hat das allgemeine Interesse an der Landwirtschaft zweifellos geweckt. Von dieser Bewegung wurde auch das österreichische Kaiserhaus angesteckt. Wir wissen, daß Kaiser Joseph II. selbst noch einen Pflug geführt und eine Furche in einem Acker gezogen hat. Seine Nachfolger begannen sich mehr mit dem Anbau von Obstbäumen zu beschäftigen.

So hat Kaiser Franz I. (1792 - 1835) von Österreich im Garten des Schlosses Schönbrunn im Jahre 1805 die Anlage eines sogenannten Feldobstgartens angeordnet, der 4 Joch groß war und über 500 Obstsorten hatte. Im heutigen Bezirk Landstraße, auf dem Gebiet der heutigen Rudolfsstiftung, ließ er sich einen Privatgarten, den „Kaisergarten“, errichten, der der größte Obstgarten seiner Zeit gewesen sein soll. Sein Bruder Erzherzog Johann (1782 - 1859) züchtete im „Tiroler Garten“ in Schönbrunn nicht nur Alpenpflanzen, sondern auch Obstbäume. Er ließ „Wildlinge“ sammeln und veredelte sie eigenhändig.

Wenn auch diese Aktivitäten unmittelbar keinen Einfluß auf die Obstbaumkultur im Mostviertel hatten, so wurde dadurch doch die Anlage privater Baumschulen angeregt.

Die erste Obstbaumschule wurde im ersten Dezenium des 19. Jahrhunderts im Raum Wien gegründet.

Man wollte nicht nur preiswerte Obstbäume anbieten, sondern versuchte auch, die bestehende Sortenvielfalt zu reduzieren und für das niederösterreichische Gebiet ein gewisses Sortiment zu züchten.

Die Anregung der Physiokraten zur Förderung der Landwirtschaft führte auch zur Herausgabe der ersten spezifisch österreichischen Fachbücher über den Obstbau, mit Zeichnungen der gängigen Obstsorten und mit Angaben über die Pflanzung und Nutzung der Obstbäume.

Der Physiokratismus förderte auch die Gründung von Ackerbaugesellschaften, private Vereine, die sich mit der Landwirtschaft beschäftigten. Man hatte erkannt, daß man die Umstellung der Landwirtschaft nicht allein durch staatliche Dekrete und Verordnungen bewirken konnte, sondern, daß man die Landwirte auch beraten und fachlich unterstützen mußte. Wenn auch diese Vereine mangels Fachkräften noch nicht jenen Erfolg brachten, den man sich erhofft hatte, so waren sie doch Wegbereiter für weitere private Initiativen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam es zur Gründung von neuen k.k. privilegierten Landwirtschaftsgesellschaften, die eng mit den staatlichen Stellen zusammenarbeiteten. Eine Gesellschaft übernahm 1837 auch den Kaisergarten im 3. Wiener Gemeindebezirk. In der Folge kam es zur Gründung einer eigenen Sektion im Rahmen dieser Gesellschaft, die sich auf die Förderung des niederösterreichischen Obstbaumanbaues spezialisiert hat und die etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Wanderlehrer, Publikationen und durch Schulungskurse große Erfolge erzielen konnte.



Auf den Spuren des Mostes im Bezirk Amstetten

(Mag. Dr. Heimo Cerny)

Die Bezeichnung Mostviertel ist weder eine amtliche noch eine kartographische Definition. Es handelt sich vielmehr um einen volkstümlichen Begriff, der aus dem untrüglichen Instinkt der heimischen Bevölkerung für das traditionell Gewachsene entstanden ist. Exakte geographische Grenzen abzustecken fällt sehr schwer – heute pflegt man das gesamte Viertel ober dem Wienerwald pauschal als „das Mostviertel" zu bezeichnen. Was freilich nicht ganz stimmt, aber jedenfalls dem Most zur Ehre gereicht!

Das Kerngebiet des Mostviertels liegt aber unbestritten im Bezirk Amstetten. Diese Tatsachen konzedieren uns sogar die Oberösterreicher – und das will was heißen! – denn auch sie haben einen erklecklichen Anteil am Mostbirnland. Immerhin schreibt der Linzer Univ.-Prof. Dr. Franz Lipp in seiner Studie „Most und Mostwirtschaft in OÖ in Vergangenheit und Gegenwart" (1968) folgenden Satz: „Die Bezeichnung Mostviertel für den Bezirk Amstetten ist daher wirklich nicht unbegründet." (Mit dieser Aussage kommentiert er den Vergleich der Obstbaum-Statistik 1938: Der Bezirk Amstetten hatte damals 485.000 Birnbäume, das ist mehr als das Doppelte des stärksten oö. Bezirks Grieskirchen mit 226.500).

Aufgrund der Erkenntnisse der genetischen Pflanzengeographie gilt der Raum zwischen Traisen und dem oö. Hausruck als der Entstehungsmittelpunkt unserer heutigen Mostbirnsorten. Der Bezirk Amstetten liegt genau in der Mitte dieses Bereiches, im größten geschlossenen Mostbirnbaumgebiet Europas! Die Wildbirne ist Ende der Eiszeit aus dem Karpatenraum kommend bei uns eingewandert und war wesentlicher Bestandteil jenes ursprünglichen Eichen-Hainbuche-Mischwaldes, der seit der Jungsteinzeit bis zur Phase der Urbarmachung im Voralpengebiet dominierte. Noch vor 1000 Jahren war unser heutiges Bezirksgebiet von einem Teil dieses Urwaldes bedeckt, vom sogenannten ENNSWALD, der sich von der Enns bis über die Strengberge herunter ins Ybbsfeld erstreckt hat. Der heute noch übliche Flurname „Endholz" ist ein sprachliches Relikt aus dieser Zeit (= Ennsholz = Wald).

Übrigens künden viele alte Orts-, Hof- und Flurnamen des Mostviertels von einer früh vorhandenen Obstpflege und naturgemäß damit verbundenen Mostkelterei: Baumgarten, Baumgarthof, Baumgartlehen, Bierbaumer, Bierbaumdorf, Biramühle, Holzapfelberg, Weinapfellehen, Möstlbauer, Möstlhub, Möstlöd etc.

Interessant ist die Beobachtung, daß Ortsnamen und Flurbezeichnungen, die mit der Birne zusammenhängen, die weitaus ältesten sind (ab 12. Jh.) - der Apfel findet erst ab dem 15. Jh. seinen Niederschlag: Primat der Birne für unsere Region läßt sich auch aus der Ortsnamen-Kunde ableiten!

Es gab im 12. Jh. im Umfeld des Stiftes Seitenstetten sogar eine adelige Familie, die sich „Von Bierbaum" nannte und somit den Birnbaum im Wappen trug! Für so edel erachtete man also damals den Birnbaum! Der Birnbaum - ein Baum von Adel!

Er hat ja alle Vorzüge, die man sich von einem edlen Geschlecht erwartet: Kraftvoll verwurzelt im Boden, von alles überragender Größe, von enormer Fruchtbarkeit und Langlebigkeit. All diese Vorzüge hatten natürlich programmatischen Charakter für eine adelige Familie. Wie sinnvoll, sich den Birnbaum zum Wappenzeichen zu wählen!

Die gern gestellte und zugleich naive Frage, wer denn wann und wo erstmals Most hergestellt habe, läßt sich natürlich in dieser Form nicht beantworten. Freilich wäre es uns Mostviertlern willkommen, den „Erfinder" des Mostes - exakt mit Namen und Daten versehen - präsentieren zu können! Er würde sicherlich bald heiliggesprochen und zum 2. Landespatron erhoben werden.

Vielfach wird behauptet, die Kelten seien die ersten gewesen, die sich aufs Mostmachen verstanden hätten. Grundsätzlich ist festzustellen, daß die Verwendbarkeit des Obstes zur Bereitung alkoholischer Getränke sehr alt ist und ab einer gewissen Kulturstufe (in allen bäuerlichen Kulturen spätestens) vielen Völkern, und zwar völlig unabhängig voneinander, bekannt war. Gärungsalkohol ist eine Art ethnologisches Universale – und vermutlich war er auch schon unserem Ötzi (dem Mann vom Similaun-Gletscher) bekannt!

Die oft zu hörende Ansicht, die Mosterzeugung sei erst durch die Römer bei uns eingeführt worden, ist irrig. Most gab es längst zuvor auch nördlich der Alpen. Die Germanen hatten für ihren Obstwein ein eigenes Wort zur Verfügung: lit. Diese Silbe hat sich im bairisch-österr. Raum in Zusammensetzungen wie Leitgeb (für Wirt) und Leithaus (für Wirtshaus) bis ins 19. Jh. erhalten. Unter „leitgeben" verstand man im Mittelalter das Ausschenken alkoholischer Getränke.

Ab dem 12. Jh. ist im süddeutschen Raum vornehmlich der aus Birnen gekelterte Trank als Most bezeichnet worden. Most = lat. mustum (Lehnwort), d.h. frisch, jung. Birnenmost ist also sprachgeschichtlich belegbar der Most schlechthin! Man unterschied fortan beim Obstwein immer genau zwischen dem leichteren und weniger haltbaren „birenmost" und dem länger lagerfähigen „äpfeltranc"! Erst im Lauf der Zeit hat sich die Bezeichnung „Most" für Obstwein beider Gattungen eingebürgert!

Der vergorene Birnen- und Apfelsaft hat auch in der Dichtung des Mittelalters seine Spuren hinterlassen. Der Minnesänger Neidhart von Reuenthal, der bei den Bauern des Mostviertels häufig zu Gast war, bekennt in einem seiner Lieder, daß ihm ein Krug Birnenmost aus den Händen seiner Angebeteten die trockene Kehle wieder zum Klingen brachte:

„Do bat mich diu vil minnecliche singen den minen sang:
si schankt mir mit dem kruoge
daz mir diu kel
wider wurde heiter und hel.
Ir birenmost den tranc ich also gswinde:
des was si fro."

Mit diesen um 1240 entstandenen Versen wurde unserem heimischen Birnenmost nicht nur ein köstliches literarisches Denkmal gesetzt, es ist zugleich die früheste schriftliche Erwähnung dieses Getränks in Mitteleuropa. Ein Menschenalter später besingt der Niederösterreicher Peter Suchenwirt in einem

[illegible] dem in [illegible] wieder auf die Be[illegible] [illegible]wähnung in literarischen Quellen muß angenommen werden, daß Most im mittelalterlichen Niederösterreich nur in geringen Mengen produziert wurde. Weitaus größere Aufmerksamkeit hat man – auch im Gebiet des heutigen Mostviertels – dem Weinbau entgegengebracht. Pragmatiker werden allerdings von der Devise ausgegangen sein: Lieber ein guter Most als ein schlechter Wein.

Am Ende des 16. Jhs. wird der erste Mostexperte unserer Region greifbar: Es ist ein Adeliger, Philipp Jakob von Grünthal, Inhaber der Herrschaft Zeillern. Er stammte aus OÖ, wo er in der Gegend um Kremsmünster begütert war. In 2. Ehe war er vermählt mit einer Mostviertlerin, Margareta Seemann von Mangern auf Schloß St. Peter/Au. In der Pfarrkirche von St. Peter liegt er auch begraben – mitten im Mostviertel – sein künstlerisch wertvolles Epitaph ist noch vorhanden. Dieser Herr v. Grünthal hinterließ seinen Söhnen ein handschriftliches „Haushaltungsbüchel für junge Eheleute", in welchem er auch auf die Mostbereitung zu sprechen kommt. Darin heißt es unter anderm: „Von den wilden Leibs-Birn auch von Holtz- und andern Piernen so spatt zeittig werden, also von wilden und spatten Öpffeln wirdt der böste Most, und je spatter der Most gepreßt wirdt, je schöner und beständiger wirdt derselbe. Der von frühen Obst taugt nit." (Eine Erkenntnis aus dem 16. Jh.!)

Aufgrund urkundlicher Belege wissen wir auch, daß in der Schloßtaverne von Zeillern neben Wein und Bier ausdrücklich auch „Birnenmost" ausgeschenkt wurde! (1633, 1660).

Der bedeutendste Pionier der Mostviertler Obstkultur und zugleich der 1. österreichische Pomologe war der protestantische Landedelmann Wolf Helmhard von Hohberg, der als angesehener Schriftsteller auf den Gütern Rohrbach und Klingenbrunn bei Haag ansässig war (1650 - 1664). Mitte 17. Jahrhundert.
Hier – im Herzen des Mostviertels – schrieb er sein berühmtes landwirtschaftliches Lehrbuch „Georgica curiosa oder Adeliges Land- und Feldleben" (Nü 1682). Darin ist der Mostbereitung ein ausführliches und kenntnisreiches Kapitel gewidmet, woraus ich ein paar Zeilen zitieren möchte:

„Wo es viel Feld-Obst giebet/ wie im Virtel ob Wienerwald und im Land ob der Ennß/ ...da befleißen sich die Bauern sehr auf Aepfel und Birnen/ und presset mancher über hundert Eimer/ davon er nicht allein mit den Seinigen eine Labung/ sondern auch/ wann ers verkauffet/ ein gut Stuck Geld zusammen bringen kan/ weil dergleichen Preß-Obst an Orten/ da wenig oder doch schlechter Wein wächset/ eine gute Anwährung hat." - Diese Ausführungen beziehen sich auf die Mitte des 17. Jahrhunderts – und wir erfahren somit, daß schon zu dieser Zeit das Mostmachen für einen tüchtigen Bauern ein gutes Geschäft gewesen ist! An einer anderen Stelle meint Hohberg: „Der Birnenmost wird für edler und beständiger gehalten/als der von den Aepfeln kommt; darzu mag man das rechte wilde Holtz-Obst gebrauchen/ und sind viele der Meynung/ daß der vom Garten-Obst gepresste Most nicht so langwürig sey...." (=Primat der Birne!)

Der Physiokratismus des 18. Jahrhunderts brachte in seinem Bestreben, die Landwirtschaft staatlich zu fördern, auch dem Mostobstbau weiteren Aufschwung: 1763 wurde die Anpflanzung von Streuobstbäumen entlang aller Landes- und Bezirksstraßen gesetzlich verordnet, wodurch die Quantität der Mostmengen eine gehörige Steigerung erfuhr. Was allerdings die Qualität der Möste betrifft, so war diese immer von unterschiedlichem Niveau, und so darf es nicht verwundern, wenn beispielsweise im Jahr 1729 bei der Schilderung der Möste des Machlandes geklagt wird, daß diese /Zitat/ „also beschaffen seyndt, daß sye die Mäuler zusamben ziehn, als ob man den grimmigen Todtpfaiffen wollte." Derlei Erfahrungen mögen wohl dazu beigetragen haben, den Most auch als „Landessäure" zu bezeichnen!

Den absoluten Höhepunkt erlebte die Mostkultur zweifellos im 19. Jahrhundert – man kann es als das Jahrhundert des Mostes bezeichnen. In großen Bauernwirtschaften wurden 600 bis 1000 Eimer, ja sogar 2000 Eimer Most gepreßt. Der volle Mostkeller war die beste Sparbüchse des Landwirts. Die meisten Vierkanthöfe des Mostviertels erhielten damals durch Aufstockung ihre stolzen Dimensionen. Die Erinnerung an diese Mostviertler „Gründerzeit" ist in der bisweilen noch zu hörenden Redensart „Diese Häuser hat der Most gebaut" lebendig geblieben.
In einem zeitgenössischen Bericht über die Obstkultur im Raume Haag-Strengberg aus dem Jahr 1857 (Festschrift der Landwirtschaftsgesellschaft) kann man lesen:

„Obstbau ist in hiesiger Gegend die Quelle des Wohlstandes geworden. Der Werth der Realitäten wird darum mehrentheils durch die Menge der gepflanzten Bäume, deren Tragbarkeit und Gattungen mitbestimmt. Es bestehen zwar nur wenige kleine Gärten bei den Häusern, aber alle Raine zwischen Gründen, wie alle dazu geeigneten sonstigen Plätze sind mit Obstbäumen besetzt, sodaß die ganze Gegend das Aussehen eines großen weitreichenden Gartens gewinnt. Das Erzeugnis, Äpfel, Birnen, dann Zwetschken, wird ausschließlich zur Erzeugung des Obstweines und Branntweines benutzt; es gibt viele Besitzer, die in guten Jahren 1000 und mehr Eimer Obstmost gewinnen."
Einen Lobgesang auf die reiche Mostproduktion finden wir auch in Anton Schwetters „Heimatkunde des Bezirks Amstetten" aus dem Jahr 1884: Zitiere – „Mit besonderer Vorliebe pflanzt der Bewohner unseres Bezirkes an Feldrainen, an Rändern und Wegen, wie in seinem Garten, den Birn- und Apfelbaum, aber nicht den veredelten, sondern die Mostbirne, den Mostapfel, und erwartet alljährlich mit Spannung das Erträgnis, das er in Most verwandelt. Was für das Weinland die Rebe, das ist für ihn der Obstbaum. Der Ertrag ist ein nicht unbedeutender, da der einzelne Wirtschaftsbesitzer öfters mehrere hundert Hectoliter Most gewinnt, der größtentheils in der eigenen Wirtschaft Verwendung findet, da der Most das beliebteste und alltägliche Getränk unserer Bezirksbewohner ist."

Der Mostboom hielt bekanntlich auch noch in der 1. Hälfte dieses Jahrhunderts an. Kurz nach der Jahrhundertwende kam es im Amstettner Raum zu ganz beachtlichen Aktivitäten auf dem Gebiet der Mostkultur:
Im Jahr 1909 wurde am Stadtrand von Amstetten (Richtung Ardagger, beim Pöchhackerhof) eine Landes-Obstbau-Anlage mit 45.000 Setzlingen auf einem 20 Joch großen Areal errichtet. Hier wurde ein in ganz Mitteleuropa einmaliges Mostbirnen-Sortiment mit 70 bodenständigen Birnsorten herangezogen. Viele Mostbauern des Bezirks konnten hier ihren Bedarf an hochwertigen Obstbäumen decken. Leider mußte dieser einmalige Sortengarten im Jahr 1936 einer Wohnbauanlage weichen! (Herbarium im OÖ Landesmuseum!)

Im selben Jahr 1909, am 1. Mai, fand im renommierten Amstettner Hotel Schmidl am Hauptplatz die 1. regionale Mostkost statt, „zur Popularisierung des gesundheitszuträglichen Obst-

nostes", wie es damals im Amstettner Wochenblatt hieß.
30 Aussteller (Landwirte) haben insgesamt 460 Flaschen zur Verkostung angeboten! (Ob da die Jury nicht überfordert war???). Amstetten war zur Most-Metropole geworden und die Amstettner Mostkost erfreute sich bis in die 30iger Jahre größter Attraktivität. Die Amstettner Druckerei Queiser kreiierte hiefür sogar einen eigenen „Amstettner Mostanzeiger" – und die heutigen Mostbroschüren können somit an eine alte Tradition anknüpfen! Ein Exemplar aus dem Jahr 1935: 377 Möste angeführt!

Nochmals zurück zum Jahr 1909 – offensichtlich eine Sternstunde der Mostkultur. Am 11. Oktober dieses Jahres wurde nahe Amstetten, in Abetzberg bei Mauer-Öhling, im Anwesen des Ignaz Stöckl die 1. nö. Landes-Muster-Mosterei eröffnet, eine Art Mostfachschule für fortschrittliche Landwirte. Es war dies auf dem Gebiet der Mostbereitung und Kellertechnologie der damals modernste Betrieb im In- und Ausland. Als mechanischer Antrieb diente ein 6 PS-Benzin-Motor. Hier in Abetzberg wurden bis Ende der 30iger Jahre laufend Mostereikurse abgehalten, die der Qualitätssteigerung unserer Landessäure wesentliche Impulse verliehen. Man darf Abetzberg wohl als Vorläufer der Janovsky'schen und heute Sailer'schen Mostküche in Gießhübl betrachten. 1911 ist übrigens eine 2. Muster-Mosterei im Bezirk Amstetten, nämlich in Rosenau am Hof des Franz Helpersdorfer installiert worden.

Da der Most stets das billigste Getränk war, erfreute er sich in wirtschaftlich schlechten Zeiten besonderen Zuspruchs. So war auch der meiste Mostkonsum dieses Jahrhunderts in den 20iger bis 30iger Jahren zu verzeichnen. In dieser Zeit wurden auch noch zahlreiche mächtige Balkenpressen gezimmert und mit neugotischem Zierat versehen. In den vielen Jahren der Arbeitslosigkeit trank man im Gasthaus statt Bier täglich „ein Seidl Most, daß net vü kost!" (Ein Spruch, den der Kollmitzberger Kirchenwirt noch in Erinnerung hat.)

Auch in den unmittelbaren Nachkriegsjahren florierte das Mostgeschäft, aber mit Beginn der 60iger Jahre kam der große Umschwung. Der Most erwies sich nicht als Wohlstandsgetränk, und das gesunde Naturprodukt wurde durch Bier, billigen Wein, Limonaden, Coca Cola und Mineralwasser nahezu völlig verdrängt. Bedauerlicherweise reagierte die Landwirtschaft mit großflächigen Rodungsaktionen, denen teilweise bis zu 80 % der altehrwürdigen Baumpatriarchen zum Opfer fielen. Wem wäre es da in den Sinn gekommen, im Birnbaum einen Adeligen zu sehen? All diesen zeitbedingten Fehlentwicklungen zum Trotz hat auch in diesen Jahrzehnten der Abwertung des einstmals beliebtesten Bezirksgetränks ein Mann wie Ing. Janovsky die Fahne des Mostes bzw. das Wappen des Birnbaums hochgehalten und in unzähligen Mostkursen der jüngeren Generation eine solide Kellertechnik vermittelt.

Gottlob hat in den letzten Jahren eine deutliche Trendumkehr Platz gegriffen: Das Naturgetränk Most findet aufgrund steigender Umweltsensibilität allmählich wieder mehr Liebhaber – unter der Devise „Mosttrinker sind Umweltschützer".
Das Selbstverständnis des Mostviertlers ist wieder im Steigen begriffen, und eine neue Art der Mostkultur scheint sich zu etablieren. Klare Signale in diese Richtung wurden besonders in den letzten Jahren gesetzt.

Diese im Interesse der Erhaltung der Mostviertler-Kulturlandschaft fortzusetzen, soll Bemühen für die Zukunft sein.



1000 Jahre Ulmerfeld – 1000 Jahre Most

(Vortrag von Dr. Heimo Cerny im Rahmen der Mosttaufe im Schloß Ulmerfeld, am 5. Februar 1995)

Geschätzte Freunde des Mostes!

Aus Anlaß des Ulmerfelder Millenniums findet heute im stimmungsvollen Ambiente des Schlosses die Taufe eines Jubiläums-Mostes statt.

Nicht nur Ulmerfeld ist 1000 Jahre alt – auch der Most hat hier im Herzen des Mostviertels eine tausendjährige Tradition! Es existiert zwar keine Urkunde, die das bescheinigt, aber es gibt zwingende Indizien, die es rechtfertigen, auch den Most ins Millennium miteinzubeziehen:

Vor 1000 Jahren war diese Gegend – von der Enns über die Strengberge herunter bis ins Ybbsfeld – von einem dichten Urwald, dem sogenannten „Ennswald", bedeckt. Die Forstheide zwischen Kematen und Amstetten ist ein letzter Rest davon. Natürlich gab es damals keine Nadelwald-Monokultur, sondern einen Eichen-Hainbuche-Mischwald, der mit mannigfaltigen Fruchthölzern, wie der Wildbirne, dem Holzapfel, der Wildrebe, der Felsenkirsche, der Steinnuß etc. durchsetzt war.

Es waren bayrische Kolonisten aus Freising, die im Zuge der Urbarmachung dieses Landstrichs im 9./10. Jahrhundert die Wildbirne und den Holzapfel aus den Wäldern herausholten, domestizierten und veredelten. Sie waren die Lehrmeister der Obstpflege und der Mostkelterei. Schon Karl der Große erließ weise Vorschriften für die Verwaltung von Landgütern, worin auch die Herstellung von Birnenwein und Apfelwein angeordnet wurde. Das Wort Most war freilich noch nicht gebräuchlich, der Birnenwein hieß „piracium", der Apfelwein „pomacium"; das sind lateinische Namen. Birne ist übrigens auch gar kein deutsches Wort, sondern ein spätlateinisches Lehnwort: „pira". Daher hieß das Getränk „piracium". Der Name leitet sich von der Pyramidenform der Frucht her: Pira ist nichts anderes als die Pyramide! Die Bauern nennen den Birnbaum ja noch immer „Bira". Auch in den zahlreichen Orts- und Flurnamen „Pyhra" hat sich dieses ursprüngliche Wort erhalten. Birnen- und Apfelmost hat man immer schon streng unterschieden und mit eigenen Namen bezeichnet.

Die erste schriftliche Erwähnung des Wortes M O S T geht auf den Minnesänger Neidhart von Reuenthal um 1240 zurück, der bei den Mostviertler Bauern häufig zu Gast war. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er auch hier auf der Burg Ulmerfeld gesungen hat. In einem seiner Lieder bekennt er, daß ihm ein Krug voll Birnenmost aus der Hand seiner Angebeteten die trockene Kehle wieder zum Klingen gebracht habe:

„Si schankt mir mit dem kruoge
daz mir die kel
wider wurde heiter und hel.
Ir birenmost den tranc ich also gswinde:
des was si fro."

Vielleicht hat Neidhart von Reuenthal diese Strophe hier in diesem Saal vor 750 Jahren selbst gesungen? Wie auch immer – er hat jedenfalls mit diesen Versen unserem heimischen Birnenmost nicht nur ein liebenswürdiges literarisches Denkmal gesetzt, es ist zugleich die früheste schriftliche Nennung des Getränks in Europa! Ein Menschenalter später besingt der Niederösterreicher Peter Suchenwirt in einem satirischen Lobgedicht, wie ein „chrug äpfltranc" einem vor Schreck in Ohnmacht gefallenen Ritter wieder auf die Beine hilft.

Der Freund des Mostes kann aus diesen beiden poetischen Texten folgende Erkenntnis gewinnen: Birnmost macht die Kehle hell – Apfelmost verleiht frische Kräfte! Trinkt man einen Mischling, hat man beides zusammen!

Im 13. Jahrhundert ist die Burg Ulmerfeld zur uneinnehmbaren Festung ausgebaut worden. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, welch köstliche Labung ein Krug kellerkalter Most für die robotpflichtigen Untertanen gewesen sein mag. Durstlöscher und Krafttrunk zugleich.

Auch in den Ulmerfelder Gasthäusern wurde neben Wein und Bier selbstverständlich Most ausgeschenkt, „geleitgebt" hat man damals gesagt. Der Ausdruck Leitgeb für Wirt war noch bis ins vorige Jahrhundert gebräuchlich. Im 17./18. Jahrhundert gab es im Markt Ulmerfeld an die 8 bis 10 Wirtshäuser. Im Herrschaftsarchiv haben sich einige Aufzeichnungen erhalten, die uns genaue Auskunft über die Trinkgewohnheiten der Ulmerfelder in gewissen Jahren geben:

Im Jahr 1670 hat man in allen Gasthäusern zusammen 362 Eimer Wein, 158 Eimer Most und 26 Eimer Bier konsumiert. (1 Eimer = 56 Liter). 1674 waren es 153 Eimer Wein, 222 Eimer Most, 13 Eimer Bier. 1705 tranken die Ulmerfelder in den Gasthäusern 368 Eimer Wein, 120 Eimer Most und 46 Eimer Bier. Die Schwankungen sind groß. Der Weinkonsum überwiegt in der Regel, was klar ist, denn den Most hatte man ja als Haustrunk daheim gratis. Aber auch im Wirtshaus war der Most das billigste Getränk, Wein war dreimal so teuer. Am schlechtesten kam das Bier weg, was bei der damals völlig minderwertigen Qualität der obergärigen Braumethode kein Wunder ist. Bier war nur geringfügig teurer als Most.

Nun machen wir einen Blick in den Ulmerfelder Schloßkeller aufgrund eines Inventars aus dem Jahr 1780, dem Todesjahr der Kaiserin Maria Theresia:

Da lagerten 200 Eimer edle Weine (darunter ungarische und spanische Sorten) im Gesamtwert von 743 Gulden. (Multiplizieren wir das mit 1000, so ergibt sich etwa der heutige Schillingwert!) Daneben nehmen sich die 16 Eimer Obstmost im Wert von 8 Gulden äußerst bescheiden aus. Allerdings deuten 145 Eimer leere Mostfässer darauf hin, daß man für gute Obstjahre durchaus gerüstet war. Aufschlußreich ist ein Preisvergleich mit heute: Berechnet man den Wert eines Gulden mit rund 1000 Schilling, so ergibt sich für den Wein im Jahr 1780 ein durchschnittlicher Literpreis von S 66,— und für den Most ein Literpreis von S 9,—. Das Erstaunliche dabei ist, daß die Preise von damals und heute fast austauschbar sind!

Erlauben Sie, daß ich abschließend auch noch auf den Wein im Vergleich zum Most zu sprechen komme.

Ulmerfeld hat auch einen Millenniums-Wein kreiert. Und auch der Wein hat in dieser Gegend massive historische Wurzeln! Wein und Most waren zu allen Zeiten standesgebundene Getränke. Der Wein mit seiner sakralen Aura war der Geistlichkeit und dem Adel vorbehalten. Der Most hingegen war ein rein bäuerliches Standesgetränk, ab der Industrialisierung im 19. Jahrhundert auch ein billiger Durstlöscher für den Arbeiter.

J alls war der Most die längste Zeit mit dem Stigma eines ut-Getränks behaftet. „A Seitl Most, daß net vü kost'!" h n noch in der Zwischenkriegszeit gesagt. Man soll aber a vissen, daß unser heutiges Mostviertel einmal auch ein W iertel gewesen ist, und der Wein bis ins 17. Jahrhundert in stlichen Niederösterreich eine nicht unbedeutende Rolle ge lt hat!

In hezu jedem Ort des Mostviertels kann man in den alten Fl amen – sofern sie noch bekannt sind - dem Weinbau be gnen. Auch in Ulmerfeld gab es eine „Weingassn". Erst durch Klimaverschlechterung, Schädlingsbefall, die wirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges und die ständigen Türkeneinfälle ist der Weinbau im Voralpengebiet dann im 18. Jahrhundert zum völligen Erliegen gekommen.

Aber genau dort, wo einmal die besten Weinlagen waren, gedeiht heute der Birnbaum am besten. Der Most hat jene Fluren und Hänge in Besitz genommen, die der Wein vor zwei bis drei Jahrhunderten für immer verlassen hat.

Man sollte auch im Wein und Most keine Rivalen sehen, sondern zwei Brüder, so wie das im Protokollbuch der 1909 gegründeten Landes-Obstmosterei in Abetzberg geschrieben steht:

„Wie der edle Wein, der Herrscher auf der Tafel der Reichen, in die höchsten Kreise hinauf seine Verehrer zählt, so genießt sein nicht minderwerter Bruder, der Most, auf dem Tische des Landmannes und Arbeiters Achtung und Wertschätzung. Der Most ist nicht so geistsprühend wie sein vornehmer Bruder, der Wein; er greift nicht so rasch berauschend, verwirrend und tolle Gedanken aufwirbelnd, in den Geist des Menschen; aber auch er erfreut das Herz und erwärmt das Blut, er erfrischt, er erquickt und verbreitet das Gefühl wohltuender Behaglichkeit."

Meine Damen und Herren! Ich möchte der hier angesprochenen Erquickung, Erfrischung und wohltuenden Behaglichkeit beim Mostkosten nicht länger im Weg stehen und wünsche Ihnen allseits:

PROST MIT MOST!



Meditation anläßlich der 1000-Jahrfeiern von Ulmerfeld-Hausmening und des Schlosses in Ulmerfeld

(Rudolf Wagner)

Im Jahr 1929 waren es 10 Jahre nach der Zerschlagung der habsburgischen Monarchie, daß sich die Wirtschaft von den Folgen des verlorenen Ersten Weltkrieges noch immer nicht erholt hatte.

Frustriert von den immer noch nicht endenwollenden Entbehrungen der Bevölkerung dieses kleinen verbliebenen Österreichs, setzte sich der angehende Priester, damals Diakon, Franz Zarl, an den Schreibtisch, um konträr zu den drastischen Verhältnissen dieser Zeit auch einmal von den Nöten und Drangsalen der Bauern vergangener Jahrhunderte zu berichten, in deren Gefolge die Bauernaufstände 1596/97 entstanden.

Mit den geschichtlichen Abläufen in seinem Geburtsort Ulmerfeld und jenem im herrschaftlichen Schloß Ulmerfeld bestens vertraut, wagte es der Diakon Franz Zarl, aus dem erforschten Material die damalige Welt der adeligen Fronherrn und jener im Frondienst schmachtenden, weit überforderten Bauern in Form eines Theaterstückes wiedererstehen zu lassen.

Dieses, vom Diakon Zarl niedergeschriebene Heimatstück, das die Ereignisse von 1596/97 rund um Ulmerfeld-Hausmening und jener im Schloß Ulmerfeld darstellte, trug den Titel:

„UDAMAR, DER BAUERNHAUPTMANN VON UDAMARSFELDEN“



Ein einstiger Laiendarsteller und Fotograf aus Udamar, der Bauernhauptmann aus Udamarsfelden aus dem Jahr 1930

Dieses im Jahr 1930 wiederholt aufgeführte Bühnenstück, in der Inszenierung und unter der Leitung des Diakon Franz Zarl, wurde von Laienspielern sehr realistisch gestaltet und zu einem finanziellen Erfolg.

Zu[illegible]hichte:
Als [illegible] Diakon 1929 dieses Bühnenstück niederschrieb, herr[illegible] schon in den ersten zwei Monaten die grimmigste Käl[illegible]t Menschengedenken, mit anhaltenden Temperaturen bis [illegible]0 Grad C. Dies steigerte die Leiden der Bevölkerung ins schi[illegible]erträgliche. In Wien, welches unter der Lebensmittelknap[illegible]it besonders zu leiden hatte, fuhr das Bundesheer mit sein[illegible]ulaschkanonen auf die Straßen, um die Passanten mit einer [illegible]hale heißer Suppe und einem Stück Brot zu laben.
Auf dem Land, in den Dörfern und Märkten, waren es die Bauernhöfe, die zum wiederholten Mal des Tages von Hungrigen und Hilfesuchenden aufgesucht wurden. Sie erhielten immer aus den Erzeugnissen der Landwirtschaft kleine Gaben. Ohne Geld natürlich, denn dieses war ebenfalls Mangelware.
Auch die Familie Zarl, als Besitzer eines kleinen Bauernhofes, war karitativ tätig und der Herr Sohn, der Diakon, sorgte sich insbesonders um die kinderreichen Bewohner des Schlosses, welche gern neckisch, aber nie bösartig die „Schloßgeister" genannt wurden.

Durch christliche Nächstenliebe den Tücken dieses fürchterlich kalten Winters entronnen, kam schon der nächste Schicksalsschlag über die notleidende Bevölkerung Österreichs.

Es war der als „Schwarzer Freitag" in die Geschichte eingegangene 24. Oktober 1929, als der Börsenkrach in New-York die Weltwirtschaftskrise auslöste, welche das Nachkriegsösterreich besonders hart traf und die Ziffern der Arbeitslosen auf beinahe 600.000 ansteigen ließ.
Unter den obgeschilderten Verhältnissen hatte es der Diakon Franz Zarl nicht schwer, junge Leute in Ulmerfeld-Hausmening für die Aufführung seines Theaterstückes zu gewinnen. Es kamen mehr als er brauchte, und ihre vom Diakon entflammte Begeisterung, welche sich auf die ganze Bevölkerung der Ortschaft übertrug, wurde noch gesteigert, als die als Laienspieler angeheuerten jungen Leute erfuhren, daß das durch diese Theateraufführung erspielte Geld der Errichtung eines Kommunikationszentrums für die Jugend dienen sollte.

Wie erwähnt, war die Begeisterung und Zustimmung der ganzen Bevölkerung vorhanden, und gemeinsam mit den Schauspielern wurde ans Werk gegangen, dieses Heimatstück zu realisieren. Um Geld einzusparen, entstand bald in allen Stuben des Ortes eine rege Tätigkeit, es wurde gebastelt, geschneidert, gestrickt und gemalt, um die alten Kostüme, Hüte und schließlich die Kriegsgeräte dem 16. Jahrhundert angepaßt erstehen zu lassen.

Was die Zusammenarbeit der ganzen Bevölkerung einer Stadt, ein geplantes Werk erstehen zu lassen, imstande ist, sei dem Schreiber dieser Meditation erlaubt, zusätzlich auch zu berichten: Es waren dies die im Jahre 1986 in der Nibelungenstadt Pöchlarn aufgeführten Festfeierlichkeiten, mit festlich gestalteten Umzügen, Ritterspielen und theatralischen Darbietungen des legendären „RÜDIGER VON PÖCHELAREN". Dieses Unternehmen, von Laien getragen, mit mittelalterlich gestalteten Kostümen, wurde zu einer wahren Wucht. Wieder nach Ulmerfeld: Die in Eigenregie, von fleißigen Frauenhänden geschaffenen antiken Kleidungsstücke standen jenen aus den Kostümverleihanstalten entliehenen keinesfalls nach, und „UDAMAR, DER BAUERNHAUPTMANN VON UDAMARSFELDEN" im Gasthaus Reitbauer, Ulmerfeld, aufgeführt, wurde ein Riesenerfolg.

Das vereinnahmte Geld war vorerst der Garant für eine größere Geldanleihe und mit Hilfe von Sponsoren und insbesonders der manuellen Mithilfe der Bevölkerung konnte das ersehnte Pfarrheim für die Jugend schon 1932 feierlich eingeweiht werden.

Schon einen Monat nach Eröffnung ging wieder ein gelungenes Heimatstück im neu geschaffenen Theaterraum mit einer wunderbaren und überhöhten Bühne über den Steg. Es trug den Titel:

„ULMERFELD IN TÜRKENNOT".

Nun ist es verständlich, daß diese geschichtsträchtigen Heimatstücke unserem Ortschroniker, Herrn Gerhard Smekal, von einem Laienspieler jener Zeit in Schwarz-Weißabbildungen zur Begutachtung vorgelegt wurden, mit dem Gedanken einer möglichen Wiederaufführung anläßlich der bevorstehenden 1000-Jahrfeiern. Die Aufführung mußte aber wegen Überforderung abgelehnt werden.

Herrn Gerhard Smekal sei für seine vergeblichen Bemühungen, diese Heimatstücke in das Festprogramm „1000 Jahre Ulmerfeld" unterzubringen, herzlich gedankt. Es ist aber auch verständlich, daß dieses Theaterstück, mit damals 38 Laienspielern zur Schau gestellt, in der heutigen Zeit nicht realisierbar ist. Außerdem ist die Palette der festlichen Darbietungen bis Ende des Jahres restlos ausgenützt.

Dem Oberstaatsanwalt, Herrn Dr. Josef Zarl, sei für die Verfügungstellung der aus der Hinterlassenschaft seines verstorbenen Bruders, Ehrendechant Dr. Franz Zarl, entliehenen Theatermanuskripte bestens gedankt.

Dank gebührt aber auch Herrn Dr. Franz Baumann, welcher die teils in Kurrent und teils in Dialekt geschriebenen, 65 Jahre alten Rollenhefte des Autors, Franz Zarl, in Druckschrift, fein säuberlich gebunden, unentgeltlich unserem Ortschroniker zur Eingabe übergab.

Als Angehöriger des Geburtsjahrganges 1934 war ich zu diesem Zeitpunkt (1945) in einem Alter, wo man alles bewußt erlebt und registriert. Frühere Jahrgänge waren schon irgendwie verpflichtet – spätere noch nicht so alt, um es bewußt zu erleben.

Wir wohnten im Pöchhackerhof, wo eine Hausgemeinschaft war, wie man sie nur selten findet. Man erfuhr alles, und es wurde auch dementsprechend beredet. Man redete sehr viel - man hatte ja keine Zeitung – Radios gab es nur einige im Haus. Beim Reden hatten wir Jungen zu schweigen, wir durften nicht mitreden – was uns auch gar nicht eingefallen wäre – aber wir hatten Ohren! Als oberste Autorität fungierte die Hausmeisterin – sie war die Kommunikation in Person – sie trug sie von Wohnung zu Wohnung, und das ein paar Mal pro Tag. Männer gab es nur die, die nicht mehr einrücken mußten oder die, die noch nicht mußten.

Das Kriegsende in Amstetten – wie ich es erlebte

(Kurt Schober)

Seit langem gab es Fliegeralarme bei uns – doch in Amstetten keine Angriffe. Eines Tages dröhnte der ganze Himmel durch Flieger, eine Unmenge zog über uns hinweg. Wir waren im Hof und staunten hinauf. Ein Soldat auf Heimaturlaub schrie uns zu – er schrie sich heiser – was das denn für Leute seien, die bei Alarm im Freien die Flieger bestaunen. Da kannten wir die Gefahr noch nicht!

Erst am 19. November 1944 fielen die ersten Bomben in Amstetten.

Etwa 100 m von mir entfernt; ich wollte gerade das Fenster öffnen, da explodierten diese. Die Bombe traf das Wassermeisterhaus Weingartner (heute Haus der Musik) in der Gutenbergstraße. Von diesem Zeitpunkt an war ich bombengestört. Es konnte mich bei Voralarm nichts mehr halten, ich lief zum Stollen!

Bombengestört – Fliegerangst

Wie tief diese Angst sitzen kann – ein Beispiel: Etwa im Jahr 1953 machte ich eine Bergtour mit einem Mädchen ins Gesäuse. Wir gingen von der Hesshütte über den Josefinensteig – Guglgrat – zum Hochtor. Am Guglgrat in 2.200 m Höhe kam uns ein Flugzeug der Amis mit sehr geringer Flughöhe entgegen - einmal war es neben uns, dann flog es unter uns – offensichtlich suchte es etwas. Ich war begeistert, auf festem Boden stehend, auf ein Flugzeug zu schauen. Doch meine Partnerin kauerte auf dem Boden und zitterte vor Angst. Sie hatte die Fliegerangst noch nicht überwunden. Erst heute, nach mehreren Urlaubsflügen kann ich bei meiner Frau keinerlei Anzeichen einer Fliegerangst bemerken.

Herr Weingartner war Wassermeister der Stadt und Vater der Frau Eisel (Mutter der Frau Maderthaner). Herr Eisel war Radiotechniker und während dieser Zeit Leiter der Technischen Nothilfe – eine Organisation für technische Einsätze bei Notfällen. Herr Eisel installierte auch die Luftschutzstollen mit Licht und Rundfunk. Die Stollen in Amstetten haben einer Menge Menschen das Leben gerettet. Es waren zwei Systeme: im Reitbauernberg und im Krautberg. Es gab auch einige Möglichkeiten zum Durchgehen, z.B. vom Kirchenstollen zum Bismarckstollen (von der Pfarrkirche in die Linzerstraße). Wir gingen bzw. rannten meistens in den Bismarckstollen. Dieser war durch die Weinkeller vom Brandstötter zu begehen. Unvergeßlich bleibt die Erinnerung an die Bombenangriffe im Stollen. Man hörte die Detonationen – man spürte das Zittern der Leute – man nahm sich an der Hand – leises Weinen – dann verlosch auch das Licht – beten – Kindergeschrei und das Beben dumpf und unendlich lang.

Man weiß von den Stollen – weiß man auch, wo das Aushubmaterial hinkam? Vom Hofbauerstollen auf den Salesianerspielplatz und dorthin, wo sich heute der Kindergarten befindet. Vom Gerichts- und Gschirmbachstollen auf den Platz, wo heute die Bezirkshauptmannschaft steht. Vom Kirchen- und Schulstollen über die Schulwiese in den Graben beim Pensionistenhaus (Missionskreuz wurde weggeräumt). Vom Weststollen wurde der Graben westlich vom Friedhof gefüllt. Vom Annenbrunnenstollen auf die Wiese, wo heute die A. Hoferstraße und die Radetzkystraße sind.

Die Warnsignale durch die Sirenen bedeuteten Voralarm – Alarm – Entwarnung. Eine besondere Art der Warnung erfolgte am 4. 5. 1945 nachmittags – ein sehr langes Auf und Ab – man sagte „Panzeralarm", denn da gab es keine Entwarnung mehr. Das war die letzte Warnung, die von verantwortlicher Stelle gegeben wurde.

In meiner Sammlung gibt es die Aufzeichnung einer Schreibkraft der Firma Hopferwieser, worin sämtliche Alarme aufgezeichnet sind, die in Amstetten gegeben wurden - es waren 265. Es fielen auch noch Bomben außerhalb der gegebenen Alarme, die von Osten kamen und denen keine Warnung vorausging. Die Bomben, die den Klosterportaltrakt mit dem schönen Fries beim Dachbereich und den Eingang der Pfarrkirche zerstörten, kamen ohne vorherigen Alarm aus dem Osten. Eine weitere Bombe schlug abends ohne Vorwarnung auf dem unteren Hauptplatz ein, richtetete jedoch keinen Schaden an. Obwohl die Fenster im weiteren Umkreis geborsten waren, war nur eine Mulde sichtbar.

Einmal, am 20. März 1945, nach einem Bombenangriff (dabei wurde die Herz-Jesu-Kirche getroffen) habe ich Amerikaner gesehen, da ein Flugzeug landen mußte. Da wurde die Mannschaft am Hauptplatz dem Volk vorgeführt. Anfangs war es nur ein belangloses Ohrfeigen, Anspucken usw. Als jedoch dann aus der Ostrichtung Wagen mit Leichen (meist Fremdarbeiter, die nicht in die Stollen durften) vorbeifuhren, wurden die Gefangenen zusammengeschlagen.

(Nach dem Zusammenbruch wurden alle beteiligten Schläger nach Ebelsberg gebracht, von wo die wenigsten zurückkamen.) Diese Fremdarbeiter waren beim Aufräumen des Vorbahnhofes eingesetzt. Sie flohen bei Fliegeralarmen in den Wald bei Preinsbach.

Der Vorbahnhof war für die heutigen Begriffe fast unvorstellbar. Er begann bei der Brücke über die Bahn (heute befindet sich dort die Firma MÜGU) und verlief nach Preinsbach (westliches Ende), das sich bis nach Hart zog. Dort wurde ein Ölzug angegriffen und in Brand geschossen.

Kriegsende:

Anfang Mai 1945 erlebten wir Kinder vom Pöchhackerhof, wie eine Abteilung SS auf den neuen Kriegsherren vereidigt wurde, nachdem Hitler gestorben war. Sie waren über Nacht im Haus einquartiert und zogen nach der Zeremonie Richtung Westen.

Das Gasthaus Brandstötter verschenkte Wein aus dem eigenen Weinkeller. Man holte sich in Milchkannen, was man bekommen konnte, denn Milch gab es ja keine mehr. Der Wein wurde verschenkt, weil man meinte, die Russen würden ihn ohnehin kriegen. Man hörte auch verschiedentlich, daß sich Leute selbst

das l[illegible]n nahmen oder flohen. Es war einige Tage sehr ruhig. Die S[illegible]ßen waren durch Panzersperren verändert. Man mußte sich [illegible]ußgänger durchzwängen. Auch der Hauptplatz war so gesic[illegible]! Ob sich Panzer damit aufhalten ließen? Rund um die Stadt [illegible]rden auch an besonders passenden Stellen Schützenlöcher [illegible]graben. Einige Soldaten wurden wegen Fahnenflucht noch [illegible]ngerichtet. Sie lagen dann als abschreckendes Beispiel frei n[illegible]en der Straße.

Der 8.5.1945 brachte als erstes Ereignis die Kunde, daß die Oberschule (Elsa Brandström-Schule) geräumt sei. Diese war schon seit einiger Zeit ein Reservelazarett. Das gesamte Militär war zu Fuß westwärts gezogen. Für uns ein Signal, das Haus zu erkunden.

Wir Kinder der Gegend hatten es ja leicht, einiges in Erfahrung zu bringen, denn wir hatten seit langer Zeit Kälteferien - Luftschutzferien und überhaupt keine Schule mehr; ab 10 Uhr meist schon Voralarm. Es schreit der Kuckuck – dann Alarm. Da wir, in der Stadt wohnend, auch nachmittags Unterricht gehabt hätten, kamen wir bald sehr selten dazu.

Während der Erkundung in der Oberschule erfuhren wir, daß in der Stadt am Hauptplatz Amerikaner seien, die an Kinder Schokolade verteilten. Da mußten wir hin. Da es zu dieser Zeit sehr warm war, waren wir barfuß und sehr leicht gekleidet. Am Hauptplatz waren eine Menge Leute, die die Amis bestaunten. In vier Fahrzeugen standen sie westlich vom Kilianbrunnen. Schokolade bekamen wird keine. Staunend gingen wir sehr nahe an sie heran. Auf dem Hauptplatz sah man neben den vier Fahrzeugen mit Amis auch Leute mit Rot-Weiß-Rot-Armbinden und Abzeichen in Form einer Österreichfahne. Die Zeit war eine andere geworden – wir waren nicht mehr Deutsche, wir waren Österreicher!

Es hieß, es wäre Friede!

Da kamen aus dem Osten Flieger. „Das ist die Parade der Sieger!“ hieß es. Die Flieger – Russen – schwenkten ein, schossen und warfen Bomben auf die Zivilisten, Amerikaner und deutsche Soldaten. Auch den Kilianbrunnen gab es nicht mehr! Da ich in der Nähe der Polizeiwache stand, lief ich in Panik in den Durchgang Richtung Graben. Der Keller war schon voll, Rathaushof, Hochhaus und der Luftschutzkeller waren voll Trümmer. Da lag die zerschlagene Zinnerfigur vor dem Hochhaus, wo die Bombe beim Eingang eingeschlagen hatte. Ich lief weiter in die Wörthstraße zum Kirchenstollen, wo man mich dann endlich hineinließ. Nachdem die Gefahr vorüber war, zog es mich nach Hause. Die Kirchenstraße war vollgestopft mit Flüchtlingswagen ohne Menschen. Beim Fortuna brannte es, ein Auto war in Brand geschossen worden. Überall lagen Glasscherben, auch noch die ganze Ardaggerstraße entlang, und ich war barfuß. Zu Hause wurde ich schon ängstlich erwartet.

Es wird verschiedentlich behauptet, die deutschen Soldaten hätten zuerst auf die Russenflieger geschossen. Dazu kann ich nur sagen, daß ich nichts gemerkt habe! Weiters wird von Bürgermeister Golser in der Festschrift 50 Jahre Stadt Amstetten behauptet, daß sich die Russen und Amis in Amstetten die Hand gereicht hätten – dazu ist es nicht gekommen! Das berichtet auch Portisch in seiner Dokumentation.

Am späten Nachmittag wurde ich von meinem Freund aufgerufen, mit ihm die Russen am Krautberg und auf der Oiden zu beschauen. Da waren die Autos, die wir mittags gesehen hatten, am Straßenrand oder im Graben ausgebrannt und leer. Die Russen, die auf und in den Panzern zu sehen waren, sahen auch aus wie Menschen.

Die Geschichte hatte ein Blatt gewendet. Eine Welle ist über uns gegangen. In der Nacht wurde es dann aber sehr laut und lebhaft – man feierte den Sieg. Die Oberschule war zur Garnison der Russen geworden, so wie morgens die Deutschen ausgezogen waren, zogen abends die Russen ein. Von hier aus durchstreiften sie die Umgebung und drangen in die Häuser ein.

Das Haus war abgesperrt! Man war beisammen und es wurde wieder geredet – sie würden lange bleiben, bestimmt ein Jahr – oder 5 Jahre!? Das gibt es doch nicht! Nicht!? Oder bleiben sie vielleicht gar 10 Jahre? Du spinnst, das ist unmöglich!

Altes Gemäuer – Junges Engagement

(Unser Team)



von links nach rechts: Theresia Heigl (Beraterin), Regina Brix (Sekretärin), Franz Steinkellner (Therapeut)

JUSY – JUGENDBERATUNGSSTELLE WAIDHOFEN/Y: IM EHEMALIGEN KONVIKTSGEBÄUDE

Hier war ein leerstehendes Gebäude mit großen Raumreserven – da eine junge Initiative, auf der Suche nach einem Lokal; hier war eine Stadtverwaltung mit einem offenen Ohr – da waren junge Menschen mit einem fixen Plan. Aus beiden Vorbedingungen wurde es möglich, daß am 2. Dezember 1994 in der Kapuzinergasse 6 in Waidhofen/Ybbs die JUSY – Jugendberatungsstelle eröffnet wurde.

„NÄGEL MIT KÖPFEN"

Bürgermeister Vetter freute sich in seiner Eröffnungsrede, daß es dem Verein „Jugendservice Ybbstal" gelungen sei, mit der Jugendberatungsstelle „Nägel mit Köpfen" zu machen. Mit einem wohlüberlegten Konzept soll mit qualifizierten Fachleuten an einem geeignet zentral liegenden Ort, in einer freundlichen ungezwungenen Atmosphäre umfassende Hilfestellung für junge Menschen in Problemsituationen möglich sein. In den zwei Räumen der Beratungsstelle arbeiten eine ausgebildete Lebens- und Sozialberaterin, ein Familientherapeut und eine Bürokraft. Junge Menschen können sich telefonisch wie persönlich in den Beratungszeiten an die Stelle wenden oder sich mit dem Therapeuten individuelle Termine ausmachen.

„DAMIT WUNDEN AUS DER JUGENDZEIT NICHT EIN LEBENLANG SCHMERZEN"

Ein Blick ins Konzept der Jugendberatungsstelle eröffnet den weiten Horizont der Aufgabenstellung.

* JUSY ist für junge Menschen in Problemsituationen (Beziehungsproblemen, Schwangerschaft, Probleme in Schule und Beruf usw.) eine qualifizierte, einfach zu erreichende Beratungsmöglichkeit, die eine gesamtmenschliche Entwicklung fördert, und der Abkapselung und Vereinsamung entgegenwirken will.
* JUSY bietet durch ihre Geschichte belasteten jungen Menschen (Gewalt in Familien, sexuelle Gewalt gegen Mädchen, Beziehungswaisen, Scheitern in der Arbeit,...) eine unbürokratische therapeutische Hilfe an, die sie auch für längere Zeiträume beanspruchen können.
* JUSY ist eine Anlaufstelle für gefährdete Jugendliche (Alkohol, Drogen, Kriminalität,...), die von hier aus an spezielle Stellen weitervermittelt werden können.
* JUSY ist eine Infostelle für die vielfältigen Möglichkeiten und Angebote im Bereich der Jugendeinrichtungen.
* JUSY ist auch für Eltern und Erzieher eine Anlaufstelle bei Problemen im Umgang mit jungen Menschen.
* JUSY will in Zukunft auch vorbeugende Bildungsarbeit machen, in dem die Beraterin von Jugendgruppen, Schulklassen, Lehrerkollegien, Elterngruppen, u.a. zur Bearbeitung von jugendspezifischen Problemen herangezogen werden kann.

EINE IDEE – MIT ZÄHIGKEIT VERFOLGT

Bei einem regionalen Jugendtreffen im Oktober 1991 stellten Jugendverantwortliche fest, daß es zunehmend mehr junge Menschen gibt, die mit ihren, zum Teil massiven Problemen oft sehr alleine dastehen. Es kam die Idee einer Anlauf- und Beratungsstelle mit niedriger Hemmschwelle und gesicherter Anonymität auf. Im Juni 1992 wurde der Verein „Jugendservice Ybbstal" gegründet, mit dem Ziel, Trägerorganisation einer regionalen Jugendberatungsstelle zu sein. Es gelang in der Folge, die Stadtgemeinde Waidhofen/Ybbs sowie einige weitere Gemeinden des Ybbstales (Gresten, Sonntagberg, Opponitz, Ybbsitz, Randegg, St.Georgen am Reith und Weistrach), das NÖ. Landesjugendreferat, die Abteilung Jugendwohlfahrt der

NÖ. desregierung von der Notwendigkeit einer Jugendberat stelle zu überzeugen und zur Unterstützung zu gewinnen. den letzteren wurde im Jänner 1994 der Eignungsbeschei usgestellt, der den Verein als anerkannten freien Jugend lfahrtsträger ausweist. Prominente Bürger der Region (Abt. rthold Heigl, Komm.Rat Erich Vetter, Prim. Dr. Rudolf Asch r, HR Dr. Matthias Settele und StR. Alfred Mandl) unte tzten die Sache in einem Förderkommitee, das mithalf, privat Spendengelder aufzutreiben. Junge Menschen, vor allem us kirchlichen Jugendorganisationen, unterstützten mit unzähligen freiwilligen Arbeitsstunden die mühselige Adaptierung der Räume, die sich jetzt freundlich und einladend präsentieren. Mit 300 jungen Menschen wurde ein belebendes Eröffnungsfest gefeiert, bei dem ermutigt wurde, die Stolpersteine am Lebensweg ernstzunehmen, sie früh genug zu beseitigen – auch mit fachlicher Hilfe, bevor man sich daran wundschlägt.

RUF AN – SCHAU VORBEI

Diese Einladung von Jusy haben in den ersten Monaten der Beratungsstelle schon verschiedene Menschen angenommen. Das Mädchen mit einer belastenden Familiensituation, der Bursche mit Alkoholproblemen, die Mutter mit den Pupertätsproblemen ihrer Kinder, Jugendliche auf der Suche nach sinnvollen Ferienangeboten sind darunter wie ganze Schulklassen, die sich grundlegend informieren oder nur schnuppern. Ruf an, schau herein, soll verstanden werden als Einladung an junge Menschen, sich selbst ernstzunehmen, ihre Wunden, Verletzungen nicht zu verdrängen, Mut zu fassen und eine Kultur der Lebendigkeit zu entwickeln.

Erntedank einmal anders



Ein ERNTEDANKFEST besonderer Art feierten die Kindergartenkinder von Wallsee-Sindelburg (12. Oktober 1995).

Beeindruckend war der Umzug von über vierzig aufwendig geschmückten Erntefahrzeugen mit den vielen Erntegaben.

Die Kinder lenkten ihre Traktoren, Leiterwagen, Scheibtruhen stolz durch den Ort.



Ihren Dank an Gott brachten sie in einer Erntedankfeier im Turnsaal des Kindergartens dar.

Pfarrer Mag. Manfred Heiderer feierte mit den Kindern, segnete das Brot, die Früchte, die Kinder und Eltern.

Mütter servierten zum Abschluß als Agape selbstgebackenes Brot und Süßmost.

Das öffentliche Stiftsgymnasium der Benediktiner in Seitenstetten

(Mag. P. Wichmann Freudenschuß)

Eine von vielen Aufgaben der Benediktiner in Österreich war und ist die christliche Erziehung und schulische Ausbildung der Jugend. Diese Aufgabe haben auch die Benediktiner von Seitenstetten seit ihrer Gründung wahrgenommen.

Die Gründung eines öffentlichen Gymnasiums und Konviktes geschah allerdings erst unter Abt Kolumban Zehetner (1813 - 1834). Was er damals sagte, hat auch heute noch Geltung: „Die Klöster sind ein Spiegel moralischer und geistiger Kultur der Menschen. Ihre fortschreitende christliche Veredelung nebst der Pflege der Wissenschaften ist eine ihrer vorzüglichsten Aufgaben. Dieses erhabene Ziel kann ohne Erziehung und Bildung der Jugend, auf der die Hoffnung der Zukunft ruht, nie vollständig erreicht werden."

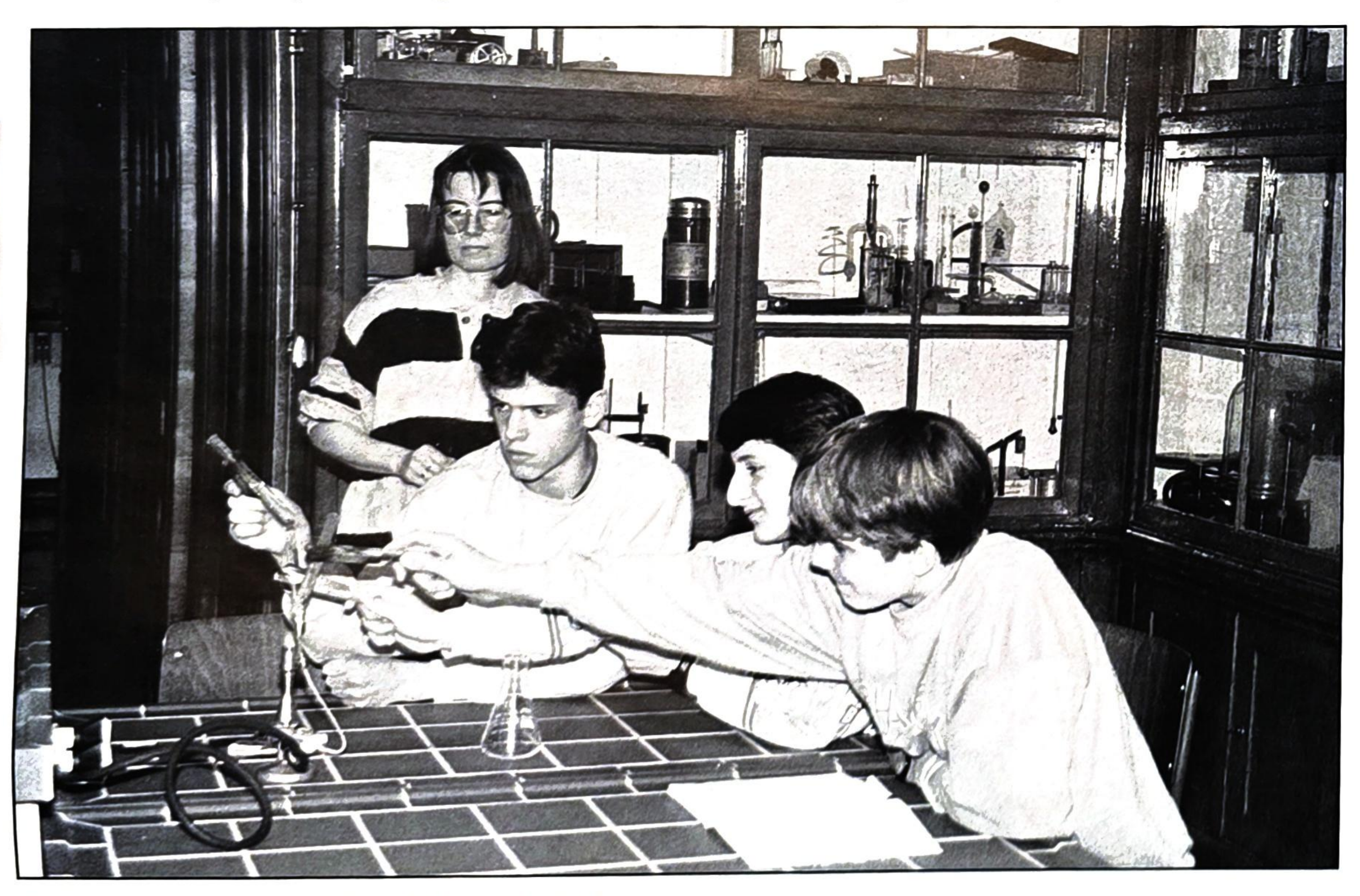
Am 30. März 1814 richtete der Abt ein entsprechendes Gesuch an die NÖ Landesregierung. Auf dieses Ansuchen hin erhob Kaiser Franz I. die Privatlehranstalt zu Seitenstetten zu einem öffentlichen Gymnasium. Bald nach der feierlichen Eröffnung erhielt die Anstalt den Titel eines k.k. Gymnasiums und das Recht, den kaiserlichen Adler im Siegel zu führen.

Das Gymnasium wurde mit drei Grammatikal- und einer Humanitätsklasse eröffnet. Es erhielt 1815 die zweite Humanitäts- und 1818 die vierte Grammatikalklasse.

Mit der Gründung des Gymnasiums ergab sich auch die Notwendigkeit, ein Konvikt zu errichten. Schon 1814/15 wurden 45 Zöglinge im Stift untergebracht, von denen 10 unentgeltlich verpflegt wurden. Kajetan von Felder, 1868 - 1871 Bürgermeister von Wien, war 1827 - 1830 Zögling des Konviktes. Er schreibt über diese Zeit: „Ich fühlte anfangs geradezu Ketten an Händen und Füßen. Aber die strenge Disziplin, Haus- und Schulordnung und der wieder wachgerufene Ehrgeiz wirkten heilsam, und ich bin längst von der Überzeugung durchdrungen, daß ich lediglich dieser Zucht meine spätere Zukunft verdanke .... In der Tat verdanke ich dem Stift Seitenstetten meine Laufbahn auf dem Gebiet des Wissens und des praktischen Lebens." Bis zum Jahre 1871 bot das Konvikt für ungefähr 60 Zöglinge Raum.

Unter Abt Josef Gründl (1834 - 1851) geriet das Stift in eine wirtschaftliche Krise, von der auch das Gymnasium nicht verschont blieb. Aus Mangel an Lehrern konnte die Lehranstalt von 1850 bis 1866 nur mehr als Untergymnasium geführt werden. Der Unterrichtsbetrieb war aber dennoch zufriedenstellend, da der Direktion in diesen Jahren wiederholt die Anerkennung der Schulbehörden zuteil wurde.

Dem Abt Ludwig Ströhmer (1852 - 1868) war das Stiftsgymnasium wieder ein besonderes Anliegen. 1866 bat er bei der k.k. Statthalterei um die Ermächtigung, die Schule so auszubauen, daß sie in den folgenden Jahren je um eine Klasse erweitert



Biologiestunde im neu eingerichteten Biologie/Chemielabor.

werden k[illegible]e. Die Genehmigung wurde am 12. Mai 1866 erteilt. A[illegible] 15. Oktober fand die feierliche Eröffnung des Obergym[illegible]ums mit 80 Schülern statt.

Unter Abt [illegible]ominik Hönigl (1868 - 1908) kam es zu einer weiteren Aus[illegible]taltung des Gymnasiums und zur Errichtung eines bischöflic[illegible]n Knabenseminars. Das Konvikt wurde von 80 auf 120 Plätz[illegible] erweitert, eine Orgel in der Studentenkapelle aufgestellt und ein großes Schwimmbad errichtet. Vom 20. bis 25. Juni 1870 wurde in Seitenstetten die erste schriftliche und am 1. August die erste mündliche Reifeprüfung abgehalten. 1908 zählte das Gymnasium 207 Schüler.

Bischof Feßler verlegte das bischöfliche Knabenseminar von Krems nach Seitenstetten. Am 2. Oktober 1871 wurde es feierlich eingeweiht und ihm der Name „Marianum" gegeben. Es beherbergte in den ersten Jahren 60 Zöglinge.

Auch Abt Theodor Springer (1920 - 1958) war ein großer Förderer des Gymnasiums. Ihm ist es zu verdanken, daß es trotz schwieriger Verhältnisse nach dem ersten Weltkrieg unbehindert weitergeführt werden konnte.

1932 wurde das Seminar durch einen Zubau erweitert, sodaß es nun 100 Zöglinge beherbergen konnte. 1955 mietete die Diözese St. Pölten das von Fürst Auersperg erbaute „Adolfinum" und vergrößerte damit das Seminar um weitere 50 Plätze.

Unter den Lehrern, die unter Abt Theodor wirkten, sei einer besonders genannt: Dr. P. Anselm Salzer, ein besonderer Freund und Förderer der Jugend, der durch 54 Jahre das Lehramt ausübte. Er verband damit eine umfangreiche wissenschaftliche Tätigkeit. Sein Hauptwerk, das seinen Namen weltbekannt machte, ist die „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur". Das nationalsozialistische Regime brachte ein rasches Ende des Gymnasiums. 1938 wurde ihm das Öffentlichkeitsrecht entzogen.

DIE WIEDERERRICHTUNG DES GYMNASIUMS UND KONVIKTES NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Bereits am 2. Oktober 1945 wurde das erste Schuljahr nach dem 2. Weltkrieg eröffnet. Das Gymnasium zählte 160 Schüler, von denen 86 im Konvikt und 37 im Seminar untergebracht waren. Man führte vorerst nur eine 1., 2., 3. und 5. Klasse. Der religiö se Eifer war in diesen Jahren besonders groß, sodaß auch aus dem Konvikt eine ziemliche Anzahl von Priesterberufen hervorging.

P. Albert Kurzwernhart, der spätere Abt des Stiftes, errichtete 1950 wiederum das alte Sängerknabenalumnat und Juvenat. Im Schuljahr 1954/55 war im Gymnasium wieder der Vorkriegszustand von acht Klassen mit rund 300 Studenten erreicht und auch die Internate waren voll besetzt. In zunehmendem Maße mußten durch die notwendige Erweiterung des Lehrkörpers Laienprofessoren aufgenommen werden. Im Schuljahr 1947/48 gab es die erste Reifeprüfung nach dem Krieg.

Auch Abt Albert Kurzwernhart (1962 - 1984) war ein Förderer des Gymnasiums.

1964 waren 150 Jahre seit der Erteilung des Öffentlichkeitsrechtes vergangen. Zum Schulschluß gab es außergewöhnliche Feiern, z.B. ein Konzert der Sängerknaben und die Aufführung von Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende".

In diesen letzten 30 Jahren seit den Jubiläumsfeierlichkeiten kam es zu zahlreichen einschneidenden Veränderungen. Ab 1972 wurde im Obergymnasium neben dem humanistischen Zweig auch ein neusprachlicher geführt, und Mädchen wurden



Eine Turnstunde (Im Hintergrund das Stift Seitenstetten)

aufgenommen. Dadurch stieg die Schülerzahl rasch an. Sie betrug 1978 etwa 420 in 15 Klassen.

Seit 1984 ist Berthold Heigl Abt des Klosters. Wie alle Äbte ist auch er ein besonderer Freund des Gymnasiums, der trotz seiner vielfältigen Aufgaben noch einige Klassen in Religion unterrichtet. Während seiner Amtszeit hat sich die Schule bereits auf das 2. Stockwerk des Stiftes ausgedehnt, neue Klassen und Lehrsäle (für EDV, Biologie) und eine zentrale Schulbibliothek wurden eingerichtet. Vor allem wurde unter ihm der Theatersaal großzügig neu gestaltet, der nun auch als zweiteiliger Medienraum der Schule zur Verfügung steht.

Im Schuljahr 1994/95 werden in 17 Klassen von 42 Professoren 356 Schüler unterrichtet. Unter den Professoren sind 7 Patres des Stiftes.

Die Zahl der Internatsschüler ist in den letzten Jahren immer mehr zurückgegangen. Sängerkonvikt und Juvenat schlossen schon früher ihre Pforten. Das Konvikt beherbergt im Schuljahr 1994/95 nur mehr 8 Zöglinge und wird mit Ende des heurigen Schuljahres geschlossen. Auch im bischöflichen Knabenseminar sind nur mehr rund 10 Seminaristen, es wird jedoch weitergeführt. An Schülern mangelt es unserer Schule nicht; aber aus einer Schule mit fast nur internen Schülern ist eine Schule für Fahrschüler geworden. Die Ziele sind die gleichen geblieben: Christliche Religion und Wissen zu vermitteln.

Da das Stift für alle Einrichtungen der katholischen Privatschule selbst aufkommen muß, ist es notwendig, einen monatlichen Geldbetrag einzuheben (momentan pro Schüler S 500,—, ab 1995/96 S 650,— – damit sind wir mit vergleichbaren Schulen im unteren Bereich). Nach wie vor existiert im Obergymnasium ein neusprachlicher Zweig mit Französisch und ein humanistischer mit Griechisch. Von der 1. bis zur 8. Klasse haben alle Englisch und von der 3. bis zur 8. Klasse Latein.

Zum Schluß seien noch einige von vielen berühmten Schülern unseres Gymnasiums genannt:

Kardinal Franz Nagl, Fürsterzbischof von Wien
Michael Memelauer, Bischof von St. Pölten
Franz Zak, Bischof von St. Pölten
Dr. Guido Holzknecht, Röntgenologe
Wilhelm Miklas, Bundespräsident
Ing. Julius Raab, Bundeskanzler
Dr. Alois Mock, Außenminister

Die Restaurierung des Schlosses Stift Ardagger

(OFÖ Ing. Leo Baumann)



Die Entstehungsgeschichte dieses Artikels ist interessant und hatte ursprünglich nur den Zweck, die Restaurierung des Schlosses aufzuzeigen. Sie ist jedoch gleichzeitig eine Dokumentation des Interesses an der Erhaltung alter Kulturdenkmäler einerseits und der Hilfsbereitschaft der Menschen andererseits. Im Jahre 1955 übernahmen die beiden Töchter des damaligen Eigentümers Gustav ITA, Johanna und Dr. Brunhilde ITA, das Gut Stift Ardagger. Nachdem der Grundbesitz vorwiegend aus Forstwirtschaft bestand, war ein Forstmeister vorhanden, der in Anbetracht seines Alters jedoch kränklich wurde und somit die Aufsicht nicht mehr durchführen konnte. Es wurde ein neuer Forstbetreuer gesucht. Am 1. Oktober 1957 begann ich als forstlicher Berater und bin in dieser Funktion heute noch tätig.

Am 14. Dezember 1982 verstarb ganz plötzlich Frau Johanna ITA, und so wurden die ihr gehörigen 50% des Besitzes an die nächsten Verwandten – Schwester, Neffen und Nichten – vererbt. Da die Nichten wenig Interesse an einem land- und forstwirtschaftlichen Betrieb hatten, verkauften sie ihren Anteil an die Neffen, Herrn Dr. Heinrich ITA und Dkfm. Gerhard ITA, die heute gemeinsam mit Dr. Brunhilde ITA die Eigentümer sind. Das Schloß war nach der Versteigerung im Jahre 1811 mehr oder weniger lang in verschiedenen Privatbesitzen, und erst mit dem Kauf des Industriellen Gustav ITA begannen sich die Besitzverhältnisse zu stabilisieren. Es ist daher leicht erklärbar, daß, außer für das Dach und für die Außenfassaden mit Fenstern und Türen, nicht viel Geld ausgegeben wurde. Die Türen fielen aus den Angeln, die Fenster waren teilweise ohne Scheiben und die vom Verputz entblößten Mauern, Steine und Ziegel waren willkommene Spielplätze für die Vögel. Es war höchste Zeit für eine Generalsanierung, aber wie und mit welchen Mitteln? Nachdem ich schon so lange hier fast zu Hause bin und das Verhältnis zur Gutsherrin auch äußerst gut war, fühlte ich mich als derzeitiger Verwalter verpflichtet, etwas zu unternehmen.

Zufällig hatte ich im Jahre 1983 im Reader's Digest von einer Gruppe Idealisten gelesen, die in Rotweil alte Häuser vor dem Verfall retteten und wieder original restaurierten. Damit wurde auch zur Freude der Bewohner und der Gäste das Stadtbild verschönert. Mit dieser Gruppe nahm ich Kontakt auf, um mich nach dem „Geheimnis“ zu erkundigen, das Menschen verlockt, freiwillig für eine Sache anderer zu arbeiten. Die rasche und einfache Antwort, die ich erhielt, war – „Motivation“. So begannen wir im Herbst mit 3 Mann, den Kanal zu verlegen, was keine einfache Arbeit war, da wegen des engen Schloßtores keine Maschine in den Hof fahren konnte und daher alles händisch gegraben werden mußte. Wir bauten 9 Schächte und verlegten 225 lfm Kanalrohre. Den Winter darauf ging ich auf die Suche nach motivierten Arbeitskräften und konnte kaum glauben, daß es in einer Zeit des Wohlstandes, wo das eigene Ich im Vordergrund steht, noch so etwas gibt. Die angeschlossene Liste der Mitarbeiter ist der Beweis. Die ersten Einsätze waren mit einer Pfadfindergruppe aus Aschbach ausgelastet, und so nach und nach bekamen wir alle notwendigen Facharbeiter bzw. Arbeiter, die für andere Zwecke eingesetzt werden konnten. Das Werk ging rasch voran, und in zwei Jahren hatten wir ca. 7.000 Stunden gearbeitet und dabei folgendes zuwege gebracht:

2000 m² alter Putz wurde abgeschlagen, die Mauer gereinigt, die Löcher ausgemauert, überspritzt und dann verputzt. Zu diesem Zweck löschten wir in eigenen Kalkgruben jährlich 3.000 kg Branntkalk. Die Gesimse wurden mit Hydrauler – das ist ein Mörtel, wo der heiß gelöschte Kalk wie vor 1000 Jahren bei den Burgen und Schlössern verarbeitet wurde – ausgebessert. Alle Granitfensterstöcke wurden mit einer Drahtbürste gereinigt, viele mußten jedoch mit einer Steinmasse ausgebessert werden. 7 Tore und Türen, 46 Fenster mit 94 Flügeln und 242 Scheiben sowie 341 lfm Dachrinnen (meist Kupfer) wurden gänzlich erneuert; 13 Türen, 63 Fenster mit 161 Flügeln wurden abgeschliffen, ausgekittet und dreimal gestrichen und 459 Scheiben erneuert. Weiters wurde im Innenhof an der Südseite eine Sonnenuhr entdeckt, die es in dieser Art nur dreimal gibt und zwar in Görlitz, Oppenheim und Stift Ardagger (Broschüre über die Sonnenuhr in Stift Ardagger v. Baumann). Diese Sonnenuhr war schon über 100 Jahre übermalt, und nur der einsame Polstab zeigte von ihrem Vorhandensein. Sie wurde mit Hilfe des Bundesdenkmalamtes von der akademischen Malerin Christine Sopar restauriert. An der Vorderseite waren über den offenen Sprenggiebeln einfache Malereien zu erkennen, welche nach Fertigstellung der Fassade von der akademischen Malerin Sylvia Pflüger mit Hilfe des Bundesdenkmalamtes restauriert wurden. Gerne denke ich an die interessanten Aussprachen mit Herrn Dr. König zurück. Das Salettl, ein ehemaliger Eckturm im Südwesten des alten Klosters, wurde ebenfalls generalsaniert, die Mauern z.T. und die Holzdecke, der Holzfußboden und die schönen Balkonfüllungen sowie das Dach gänzlich erneuert. Oberhalb des Daches wurde ein Kamin neu verputzt, ein weiterer um 2 m erhöht – immerhin haben sie eine Höhe von 20 m. Die elektrischen Zuleitungen und die Telefonanschlüsse wurden in die Erde verlegt. Im Schloßhof wurde mit den vorhandenen großen Pflastersteinen ein neuer Eingangsweg angelegt; der Eingang und die Arkaden wurden mit neuen handgeschmiedeten Beleuchtungskörpern versehen. Die Stiege zum Pfarrhof wurde erneuert. Im Schloßhof wurden an der Nordseite die alten Muster wieder aufgemalt, sodaß der Hof einen wohl-

tuenden u… rhebenden Anblick bietet. Der Hof hat die Form eines unre… näßigen Trapezoides, dessen westliche Seite offen ist – daher …lärt sich auch die gute Akustik bei Konzerten. Am 31. M… 1986 wurde dann der Abschluß der Arbeiten festlich began…. Kons.R. Karl Ramharter zelebrierte eine Feldmesse, die …n der Jagdhornbläsergruppe Nr.1 Windhag, unter der Leitun… von Dr. Wagner, musikalisch umrahmt wurde. Hofrat Dr. Ro…ert Lichal hielt die Festrede und überreichte die Ehrenurkunden an die Mitarbeiter. Der Empfang des Landeshauptmannes von NÖ, Siegfried Ludwig, machte das Fest für jeden Besucher zum Erlebnis.

Dieser Artikel sollte schon lange fertig sein, doch kam leider immer wieder etwas dazwischen. Er möge für alle Mitarbeiter als Dank und Anerkennung dienen und eine schöne Erinnerung an diesen Einsatz wach rufen. Besonders möchte ich auch den beiden Mitarbeitern, Herrn Kons.R. Karl Ramharter und Herrn Prof. OSR Franz Steinkellner, für ihre tiefgreifenden Beiträge danken.



Freiwillige Helfer bei der Restaurierung .....

Die Mitarbeiter bei der Restaurierung des Schlosses in Stift Ardagger 1983 bis 1986:

Berger Franz	Habersdorf	Bauer
Berger Franz	Kollmitzberg	Landesbeamter
Braunshofer Vinzenz	Eisenreichdornach	Bauer
Büchler Franz sen.	Stift Ardagger	Tischler
Büchler Franz jun.	Stift Ardagger	Schweißer
Büchler Alfred	Stift Ardagger	Maurer
Dorner Nanni	Stocka	Hausfrau
Dorner Franz	Stocka	Bauer
Ebretsteiner Alfred	Linz	ÖBB-Beamter
Enengl Walter	Markt Ardagger	Fleischer
Enengl Mandi	Markt Ardagger	Maurer
Göbl Karl	Stift Ardagger	Postbeamter
Grabenschweiger Franz	Leitzing	Bauer
Haider Georg	Stift Ardagger	Landesbediensteter
Haider Leopold	Stift Ardagger	Gendarmeriebeamter
Hausberger Leopold	Neuhofen/Ybbs	Bauer
Hintz Bernhard	Stift Ardagger	Maler
Hopf Karl	Stift Ardagger	Bauer
Jetzinger Leopold	Stift Ardagger	Bauer
Kotlehenbauer	Neuhofen/Ybbs	Bauer
Königshofer Rudi	Leitzing	Angestellter
Kriener Karl	Stift Ardagger	Postbeamter
Kücher Franz Ing.	Amstetten	Oberförster
Leinweber Josef	Stift Ardagger	Dachdecker
Leitner Friedrich sen.	Windpassing	Bauer

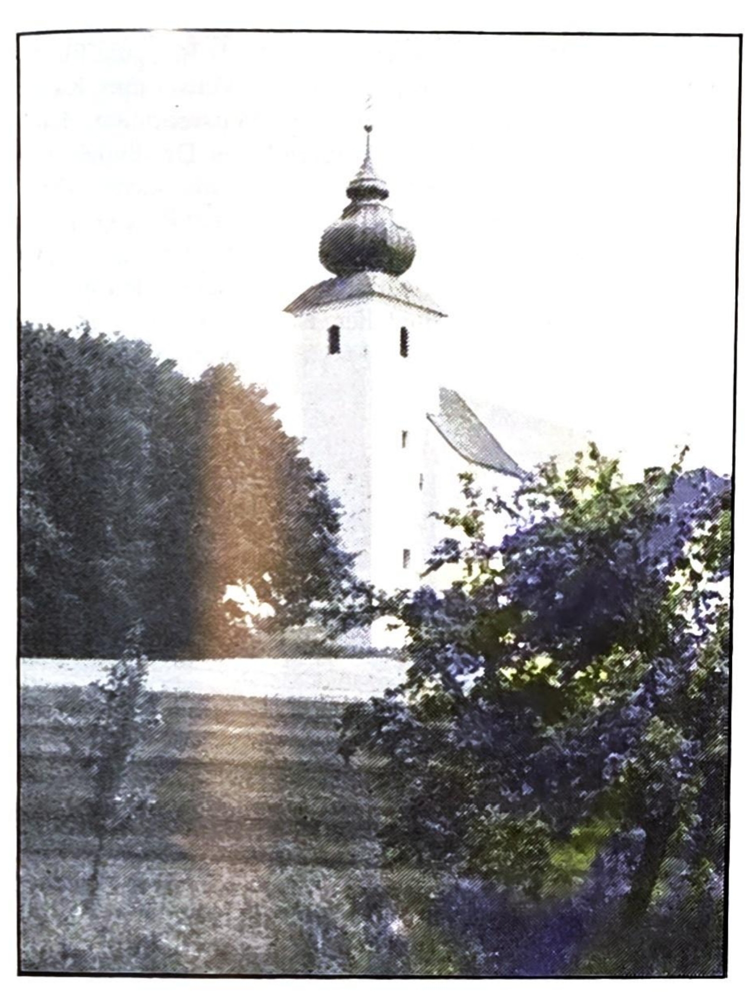
... ein gelungenes Werk

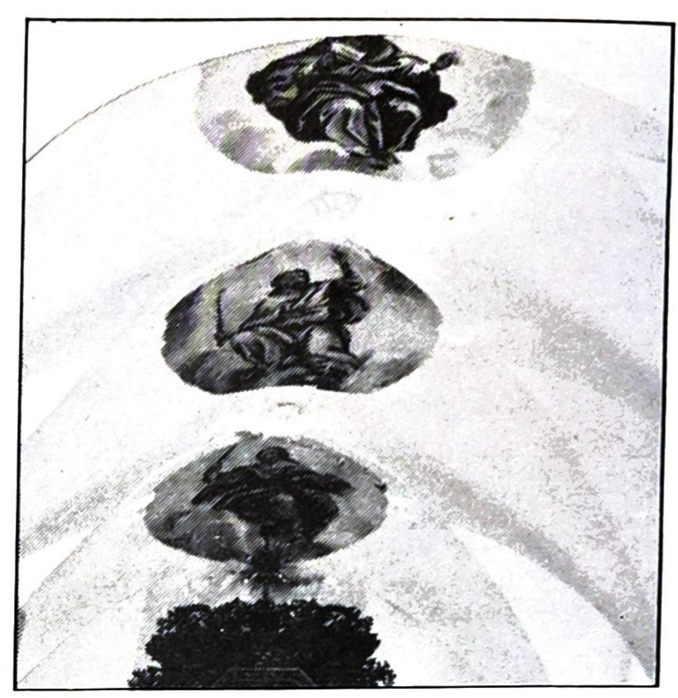
Leitner [illegible] jun.	Amstetten	Glaser
Leitner [illegible]	Amstetten	Schneiderin
Mayrhofer Josef	Neuhofen/Ybbs	Bauer
Meisinger Johann	Stift Ardagger	Bauer
Nabecker Josef	Kollmitzberg	Bauer
Pissenberger Heinrich	Stift Ardagger	Bauer
Roll Helfried	Öhling	Landesbeamter
Schelch Karl	Amstetten	Mechaniker
Schoder Kurt	Amstetten	ÖBB-Bediensteter
Schöllenbauer Franz	Stift Ardagger	Privatbediensteter
Schuller Karl	Neuhofen/Ybbs	Bauer
Stingl Josef	Stift Ardagger	Bauer
Wadsak Karl	Hainstetten	Schlosser
Weiß Peter Ing.	Zeillern	Installateurm.
Weniger Herbert Ing.	Stift Ardagger	Lehrer
Zakrajsek Georg Dr.	Wien	Notar
Zechmeister Anton	Stift Ardagger	Pensionist
Zechmeister Werner	Stift Ardagger	Gendarmiebeamter



Die Kirche St. Veit in Toberstetten, der hl. Veit und das Hühneropfer

(Dr. Peter Maier)

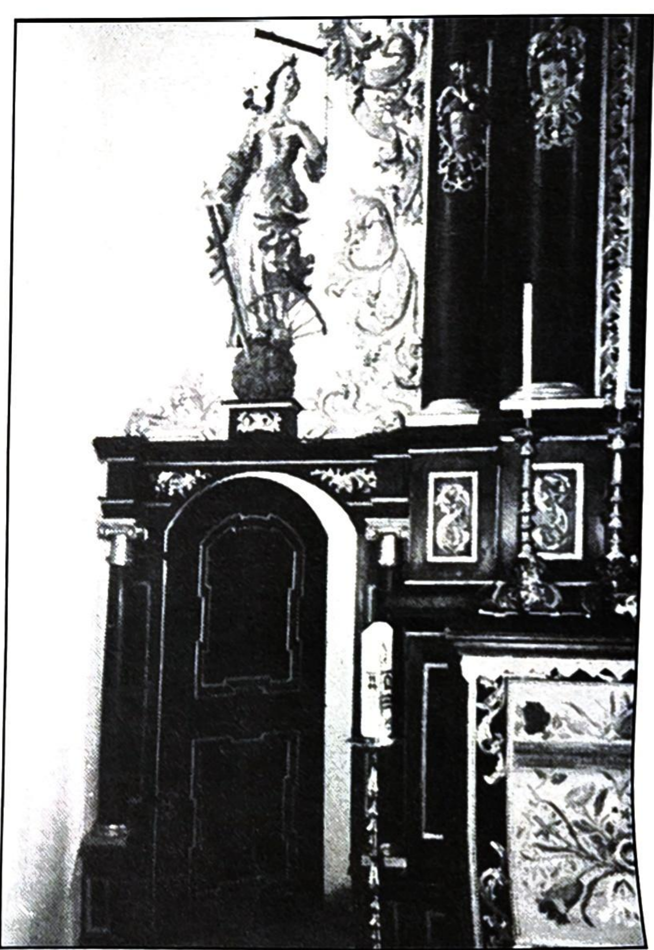




Dreifaltigkeitsdarstellung im Chorgewölbe: drei göttliche Personen in drei Medaillons

Wer aus dem Ybbstal kommt und die sehenswerte Ausstellung „Ostarrichi vor 996 – Archäologische Funde an der Wiege Österreichs" in Neuhofen besucht, kann die schöne Höhenstraße über Toberstetten einschlagen. Auf markanter Höhe steht einladend die frisch restaurierte Kirche St. Veit. Dort genießt man einen faszinierenden Rundblick über die schöne Gegend und wird im Inneren der Kirche durch interessante Dinge überrascht.

Toberstetten ist bereits im 12. Jahrhundert bekannt. 1313 wird auf dem Berg eine Kirche mit einem Friedhof erwähnt. Daraus dürfen wir folgern, daß auf dem Berg ein uralter Andachtsplatz gewesen ist, wie mit Sicherheit auch auf dem Sonntagberg eine vorchristliche Kultstätte anzunehmen ist. Der Name Toberstetten (Doberstetten) ist slawisch, könnte aber keltischen Ursprungs sein. Man müßte gezielt nachforschen, ob in den Flurnamen Toberstetten und Kukerforst nicht die keltischen Grundwörter Dubra und Cucul überliefert sind. Im Hinblick auf die Kelten und ihre Religion ist noch manches rätselhaft. So gibt es unter den Göttinnen häufig die Dreiheit; eine dieser Dreiheiten hat auffallende Ähnlichkeiten mit den drei Jungfrauen Barbara, Katharina und Margarete (bzw. Ambet, Wibet und Werbet), die ebenfalls nicht selten als Dreiheit vorkommen. Auch im Ybbstal kennt man den Vierzeiler:



Die Kathl mit'm Radl – eines der drei hl. Madl am Hochaltar



Heute zu sehen – der „Hühnerstall" an der Rückseite des Altars

Die Margaret mit dem Wurm.
Die Wawerl mit dem Turm.
Die Kathl mit dem Radl
Sind die drei heiligen Madl.

Ähnlich ist es mit der keltischen Göttin Brigit, deren Eigenschaften sich in der heiligen Brigitte wiederfinden. Die Kirche St.Veit ist Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut worden. 1435 wird sie erstmals genannt. In den Jahren 1696 bis 1718 wurde die Kirche nach dem Plan von Jakob Prandtauer neu gebaut. Die geräumige dreijochige Barockhalle (mit 244 Sitzplätzen) ist an den gotischen Altarraum angebaut worden. Der Hochaltar und die beiden Seitenaltäre stammen aus dem Jahre 1697 und sind bedeutende Schöpfungen des ausgehenden 17. Jahrhunderts: Das Hochaltarbild mit dem Martyrium des hl. Veit schuf der Maler Ferdinand Huber aus Ulmerfeld. Das Chorgewölbe enthält eine Dreifaltigkeitsdarstellung (um 1700), die von besonderem Interesse ist: Die drei göttlichen Personen sind getrennt in drei Medaillons als gleichförmige Menschen dargestellt; eine Darstellungsweise, die durch die Kirche längst verboten war.

Eine andere Dreiheit ist die Darstellung der „drei heiligen Madl" Barbara, Katharina und Margarete am Hauptaltar. Die üblichen Kunstführer beschreiben die schönen Statuen der hl. Barbara und der hl. Katharina beiderseits des Hochaltars, erwähnen aber nicht das oberste Bild des Hochaltars, in dem die hl. Margarete dargestellt ist. Die eigenartigste Einrichtung der Kirche ist aber die Hühnersteige, die sich in der Rückwand des barocken Hochaltars befindet (heute ebenfalls gut restauriert). In dieser mit Löchern versehenen Steige hatten bis zu 20 Hühner Platz.

Noch im vorigen Jahrhundert bestand für die Opferhühner ein Auslauf in den Mesnergarten. Hühner gab es in dieser Steige bis in unsere Zeit. Titelheiliger ist der hl. Veit (Vitus). Obwohl direkte Zeugnisse fehlen, ist an seiner geschichtlichen Existenz nicht zu zweifeln. Er ist auf Sizilien geboren und um 303/305 wegen seines christlichen Glaubens zu Tode gemartert worden. Die legendarische Lebensgeschichte des Heiligen ist um 600 in der römischen Provinz Lukanien entstanden. Um dieselbe Zeit ist erstmals auch in Gallien seine Verehrung bezeugt. Die Gebeine des Heiligen sollen 583 von Sizilien nach Unteritalien, 756 nach Saint-Denis und 836 nach Corvey an der Weser gebracht worden sein; Corvey wurde seither ein Zentrum der Verehrung dieses Heiligen. Am Beginn des 10. Jahrhunderts erwarb Herzog Wenzel einen Armknochen als Reliquie für die Prager Kirche, der Vorgängerin des späteren Veitsdomes. Kaiser Karl IV. erwarb 1355 in Pavia weitere Veitsreliquien, deren Echtheit aber nicht sicher ist. Während des Dreißigjährigen Krieges wurden sämtliche in Corvey noch vorhandenen Veitsreliquien geraubt und höchstwahrscheinlich nach Prag gebracht. Man zählt heute ungefähr 150 Orte, die der Überzeugung sind, Veitsreliquien zu besitzen. Über 1300 Orte haben den hl. Veit zum Patron. Seit dem Mittelalter ist St.Veit einer der 14 Nothelfer. Mindestens 35 Berufsgruppen haben den hl. Veit zu ihrem besonderen Schutzheiligen, viele Bruderschaften, Zünfte, Länder und Orte zu ihrem Patron erwählt. Vielfältig ist die Darstellung des Heiligen in Dichtung und bildnerischer Kunst.

Wie kommt der hl. Veit zum Hühneropfer? Der hl. Veit wird häufig mit einem schwarzen Hahn abgebildet. Da die älteren Legenden nie einen Hahn erwähnen, muß dieses Motiv später in die bildliche Darstellung des Heiligen eingeflossen sein. Es ist bekannt, daß der Veitstag (15. Juni) seit dem 13. Jahrhundert auch als Tag der Sonnenwende und als der längste Tag des Jahres begangen wurde. Deshalb werden neben den Johannisfeuern auch schon am Veitstag Sonnwendfeuer angezündet. In slawischen Sagen heißt es, St.Veit bringe mit seinem starken Licht die Nachtigall und alle Singvögel zum Schweigen. Bei den Slawen gab es den Lichtgott Svantevit, dessen Kult durch die starke Veitsverehrung verdrängt wurde. Diesem slawischen Lichtgott Svantevit wurden Hähne und Hühner geopfert. Es ist naheliegend, daß diese Form der Verehrung auch auf den hl. Veit übertragen wurde.

Tatsache ist, daß das Opfer lebender Hühner zu Ehren des hl. Veit eine weite Verbreitung hat. Im Veitsdom zu Prag opferte die Landbevölkerung jährlich am 15. Juni einen Hahn. Im Elsaß opferte man schwarze Hennen. Im Riesengebirge opferten die Bewohner dem hl. Veit Hähne und Hennen. Die Hähne wurden im Wald freigelassen, die Hennen in einem See oder Teich ertränkt. In Bayern und Österreich sind zahlreiche Hühneropfer zu Ehren des hl. Veit bekannt. Hier nur einige Beispiele aus Österreich und Südtirol: Hühneropfer gab es in Ampas bei Innsbruck. In Meransen im Pustertal ist ein Hühneropfer zu Ehren des hl. Veit verbunden mit dem Patrozinium der drei heiligen Jungfrauen Ambet, Wibet und Werbet. In Schwaz wurde am Veitstag eine Statue des hl. Veit aufgestellt und dahinter eine Hühnersteige, in welche die Besucher des Hochamtes eine lebende Henne opferten, die an den Mesner abgegeben wurde. In der Pfarrkirche St. Veit in Defereggen existiert eine Maueröffnung, die seinerzeit als „Henn-Loch" für die Opfer diente. In Niederösterreich stand in der Pfarrkirche zu Hausleithen am Wagram ein Veitsaltar, der noch 1686 erwähnt wird; in einem Urbar von 1603 heißt es u.a., daß am St.Veitstag ein gesungenes Amt gehalten wird, bei dem das Volk zahlreiche Opfer von Hühnern und Wachs darbringt. In Oberösterreich, z.B. in Baumgartenberg, brachte man am Veitstag junge Hühner am Altar des Heiligen dar und machte mit ihnen Kreuze über den Altar. Sehr bekannt ist schließlich Ober St.Veit in Wien mit der seit 1365

bestehenden [illegible]skirche. Wiener und Wallfahrer aus der Umgebung kam[illegible]m 15. Juni nach Ober St.Veit und opferten in der Kirche H[illegible] und Henne.

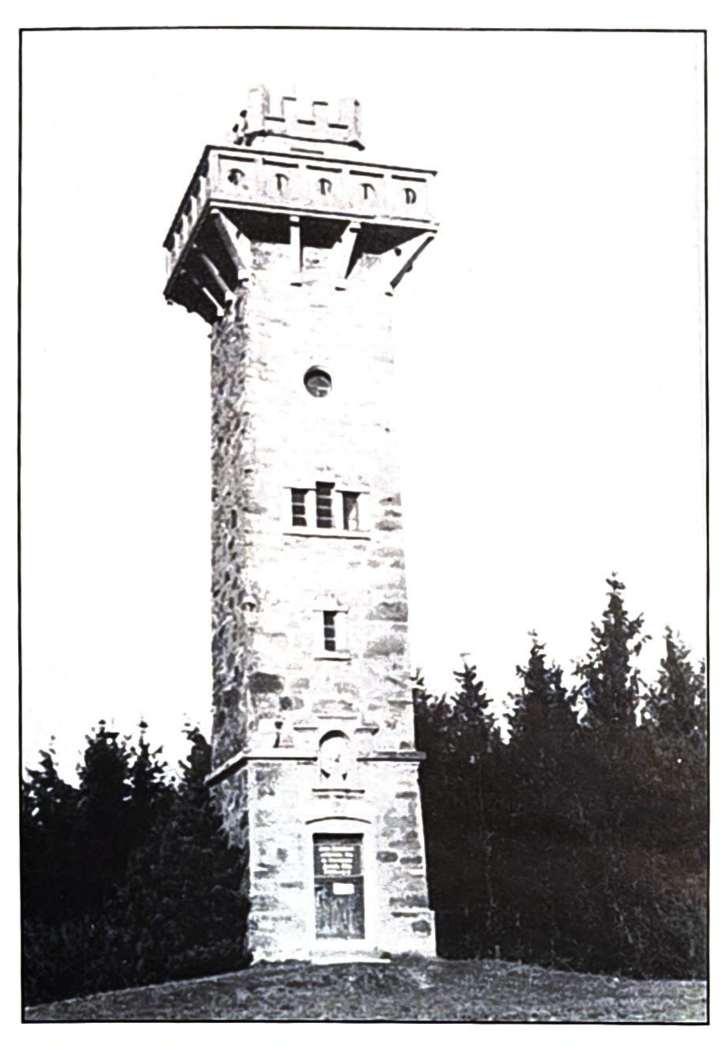
Der Aufklär[illegible]schriftsteller Johann David Hanner veröffentlichte 1783 [illegible]ber eine Schrift mit dem Titel: „Der redende Hahn und di[illegible]redende Henne zu St.Veit bei Wien". In Form eines Zwiege[illegible]prächs unterhalten sich der aufgeklärte Hahn und die junge He[illegible]ne über Sinn und Zweck des Veitsopfers, wobei nicht gespart wird mit satirischen Seitenhieben auf das Hühneropfer in St. Veit und andere Mißstände. Der aufgeklärte Dialog schließt mit einer schonungslosen Verurteilung des Hühneropfers. „Henne: Wenn ich keine Henne wäre, müßte ich lachen. Hahn: Wenn du's nicht kannst, so tun es schon die Leute; sie lachen jene aus, die uns opfern.

Ich habe vor zwei Jahren einen braven Herrn fast eine halbe Stunde darüber lachen gehört."



Die „Kaiserin Elisabeth-Warte“ am Plattenberg in der Gemeinde Weistrach

(Dir. Josef Mayr)



„Kaiserin Elisabeth - Warte“ am Plattenberg, Höhe: 19 Meter, Stufen: 82

Südwestlich des Ortskernes von Weistrach liegt als höchste Erhebung des Gemeindegebietes der Plattenberg mit 749 Metern Seehöhe. Auf Grund der herrlichen Rundsicht ist diese Stelle ein Anziehungspunkt vieler Naturfreunde. Schon unsere Vorfahren wußten diesen Flecken unseres Mostviertels zu schätzen. In der Weistracher Schulchronik wird berichtet, daß am 21. August 1880 ein Ausflug der Volksschulkinder auf den Plattenberg durchgeführt wurde, woran neben den Lehrkräften auch der Bürgermeister, der Bezirksschulinspektor, sämtliche Ortsschulräte und sogar die örtliche Musikkapelle teilgenommen haben. Der Heimatforscher und Kooperator von Kürnberg, Heinrich Stammgassner, schreibt in seiner im Jahre 1874 im Druck erschienenen Publikation auf Seite 54, daß auf dem Plattenberg eine 12 Klafter hohe „Pyramide“ vorhanden ist, die ganz vertrauenserweckend aussieht, aber in Schwankungen „pulsiert“. Wenn man seine Aufzeichnungen richtig deutet, so dürfte dieser Aussichtsturm zum damaligen Zeitpunkt schon etwas wackelig gewesen sein.

Bezüglich der guten Aussicht etc. gewährt uns ein Bericht in der Mitgliederzeitung des Österreichischen Touristenclubs Wien des Jahres 1899 (Nr. 10, Seite 113/114) einen Einblick in die damalige Situation. So lesen wir: ...“Diese Vorzüge hatten schon vor mehr als einem Menschenleben bewirkt, daß der Plattenberg mit einer allerdings primitiven Warte versehen worden war, und zwar waren es Officiere und Cadetten, welche den Punkt zu Mappirungszwecken besuchten und da selbst über dem Steine, der den Triangulirungspunkt anzeigte, im Anschlusse an das Triangulirungszeichen eine mit Leitern und Brettern primitiv hergestellte Warte aufrichteten, wobei sie von der bäuerlichen Bevölkerung der Umgebung wacker unterstützt worden waren. In den letzten zwei Jahrzehnten war diese erste Plattenbergwarte, da eben kein Organ vorhanden war, welches die allenthalben noch vorhandenen Sympathien für die Warte benützend, eine entsprechende Agitation und Organisation zur Erhaltung und Erweiterung der Warte eingeleiten hätte, nach und nach gänzlich verschwunden.“....

Im Jahr 1897 wurde vom k.k. Landesgerichtsrat Hans Blank aus St. Peter die Sektion „St. Peter-Seitenstetten“ des Österreichischen Touristenclubs gegründet. Bald nach der Gründung dieser Sektion ging von den angrenzenden Grundbesitzern selbst die Anregung zu einer Neuerrichtung eines Aussichtsturmes aus. Die Besitzer der Grundstücke auf der Spitze des Berges, Franz und Franziska Schmiedinger vom Plattnergut in Grub Nr. 41, boten sogar den für einen Wartebau notwendigen Grund an. Diese Erwägungen waren einzig und allein ausschlaggebend, daß die Sektion „St. Peter-Seitenstetten“ des Österreichischen Touristenclubs in der Sitzung vom 5. Februar 1898 beschloß, auf dem Plattenberg im Gemeindegebiet von Weistrach eine steinerne Aussichtswarte zu erbauen. In einer weiteren Sitzung am 21. September 1898 wurde weiters bestimmt, diese Warte „zum Andenken an Ihre Majestät die verewigte Kaiserin Elisabeth >KAISERIN ELISABETH-WARTE< zu benennen und mit der Büste Ihrer Majestät zu schmücken“, da Kaiserin Elisabeth am 10. September 1898 einem Mordanschlag am Genfer See in der Schweiz zum Opfer gefallen war.

Dieser Beschluß der Sektion wurde mit Erlaß vom k.k. Ministerium des Inneren vom 25. Jänner 1899 bewilligt. (25. Jänner 1899 - Zahl 638).

Die Kosten für den Rohbau betrugen laut Kostenvoranschlägen fast 3.000,- fl. Zur Aufbringung der notwendigen Geldmittel wurden >Kaiserin Elisabeth-Warte-Antheilscheine< aufgelegt, welche Loscharakter hatten und jährlich zur Verlosung gelangten, wovon pro Jahr 4 Losnummern gezogen wurden und zur Auszahlung gelangten. Laut Aufzeichnungen im Wartenbuch des Österreichischen Touristenclubs Wien betrugen die Baukosten 7.000,- Kronen.

Als Baumeister fungierte Ferdinand Pfaffenbichler aus St. Peter in der Au. Unter Mithilfe der Sektionsmitglieder und der Plattenberger Bauernschaft ging der Bau schnell voran. Der Sandstein als Baumaterial stammte aus dem unmittelbar neben der Baustelle gelegenen Steinbruch von Theresia Plattner, vulgo „Raingrub“, Grub Nr. 37.

Noch in den letzten Wochen vor dem Eröffnungstermin errichtete der Spender des Wartegrundes, Franz Schmiedinger,



Detailaufnahme der Büste von der Kaiserin, angefertigt vom akademischen Bildhauer Paul Kohl aus Wien

vulgo Plattnergut, ein im Schweizerstil gestaltetes Schutzhaus mit „theilweiser Subvention der Section >St.Peter-Seitenstetten<". Herr Franz Schmiedinger nahm diese Schutzhütte hierauf in Pacht und übte eine Hüttenwirtschaft aus. Die k.k. Bezirkshauptmannschaft Amstetten erteilte mit Erlaß vom 2. Jänner 1901, Zahl 21037, die Konzession für das Schank- und Gastgewerbe.

Nach einer über einjährigen Bauzeit der 19 Meter hohen steinernen Warte mit einer Wendeltreppe von 82 Stufen und einem Aussichtsplateau wurde dieser Monumentalbau am 23. September 1900 in feierlichster Weise eröffnet. Aus diesem Anlaß lieferte der akademische Bildhauer Paul Kohl aus Wien die bei ihm in Auftrag gegebene Büste der verewigten Kaiserin. (Aus der Hand dieses Künstlers stammen auch drei Gedenktafeln, die am 17. August 1900 im Wiener Rathaus zur Erinnerung an das 50jährige Regierungsjubiläum (1898) Sr. Majestät des Kaisers enthüllt wurden.)

Mehr als 2000 Festteilnehmer sollen dieser Eröffnungsfeierlichkeit beigewohnt haben.

Zwei Schulkinder von Kürnberg, Johann Grünmann und Agnes Ramskogler, begrüßten die Festgäste mit einem Gedicht. Die eigentliche Festrede hielt Herr Pater Dr. Gottfried Friess vom Benediktinerstift Seitenstetten, indem er über Prähistorie sprach. Dieses Thema dürfte er deshalb gewählt haben, weil im neben der Warte gelegenen Steinbruch schon zu früherer Zeit zahlreiche vorgeschichtliche Steinwerkzeuge und Waffen gefunden worden waren. Die Einweihung nahm der Haager Dechant, Monsignore Johann Höllrigl, assistiert vom Kürnberger Pfarrer Carl Grassmann († 30.11.1907), vor. Für die musikalische Umrahmung waren der Gesangsverein und die Musikkapelle von St. Peter/Au zuständig.

Hatte man den Termin für die Eröffnung am Tag des Geburtstages von Kaiserin Elisabeth angesetzt, so veranstaltete man nur einige Wochen später, genau am 19. November 1900, aus Anlaß des Namensfestes der ehemaligen Kaiserin, eine Nachfeier. Das Vortragsprogramm umfaßte 17 Nummern und wurde von den Kürnberger Schulkindern und deren Lehrkräften gestaltet und soll an die 2 Stunden gedauert haben.

Bereits im Jahr 1901 wurden die Vorarbeiten für die Herausgabe einer Panoramakarte in Angriff genommen. Mit der Zeichnung dieser Karte wurde Ignaz Hartmann aus Markt Haag beauftragt, der seit 1885 als Lehrer an der dortigen Volksschule

„Kaiserin Elisabeth-Warte" am Plattenberg

tätig war. Diese Panoramakarte wurde im Jahr 1904 beim k.k. Militärgeographischen Institut in Druck gegeben. In der Folge wurden Werbemaßnahmen gesetzt. So wurde eine Photographie der Warte herausgegeben. Weiters wurde von der Lehrerin Emma Dornhofer ein zehnfärbiges, künstlerisch ausgefertigtes Plakat entworfen und bei der Kunstdruckerei „Steyrermühl" in Auftrag gegeben. Darüber hinaus wurde von der Sektion das Markieren der Wanderwege sehr eifrig betrieben.

Die Warte am Plattenberg war, den Zeitungsberichten nach zu schließen, der Mittelpunkt des vereinsmäßigen Schaffens in der Sektion „St.Peter-Seitenstetten" des Österreichischen Touristenclubs. So wurde in würdiger Weise am 23. Juni 1907 der Bestand der Sektion bei der „Kaiserin Elisabeth-Warte" gefeiert.

Viele Persönlichkeiten haben sich Verdienste um den Bau der Warte erworben. Einer war sicher der Reichsrats- und Landtagsabgeordnete sowie Bürgermeister von Weistrach, Johann Oberndorfer, vulgo „Pöllendorf". So lesen wir in den Erinnerungsblättern aus Anlaß des 25jährigen Abgeordnetenjubiläums (1878-1903) von Oberndorfer folgende Widmung:

„Seinem lieben Mitarbeiter bei Erbauung der Kaiserin Elisabeth-Warte"
30.VI.1903 gezeichnet Hans Blank, k.k.LG-Rat

Fast 30 Jahre später, genau am 25. Februar 1927, wurde bei der Hauptversammlung der Zentrale in Wien die Übergabe der „Elisabethwarte" an die Sektion „Österreichischer Gebirgsverein" des Österreichischen Alpenvereins genehmigt. Die diesem Rechtsgeschäft zugrundeliegende Urkunde ist leider in den Wirren des 2. Weltkrieges verloren gegangen.

Mit Schenkungsvertrag vom 5. Oktober 1976 wurde die Warte vom vorgenannten Verein an den „Österreichischen Alpenverein, Sektion St. Peter in der Au" übergeben. 1979 erfolgte die Renovierung der baufälligen Aussichtswarte. Bis zu welchem Jahr die Schutzhütte bestanden hat, ist leider nicht bekannt. Die „Schutzhüttenfunktion" hat jedoch das in unmittelbarer Nähe gelegene Gasthaus der Grundstücksbesitzer Karl und Stefanie Oberaigner übernommen.

GASTHAUS ZUR KAISERIN ELISABETH-WARTE
„PLATTENWIRT"
Karl Oberaigner, Weistrach - Grub 41,
3352 St. Peter/Au, Tel.Nr. 07252/30204

Auf der Warte präsentieren sich die Nieder- und Oberösterreichischen sowie die Steirischen Alpen in besonders reizvollen Gruppen. Fast könnte man in diesem Zusammenhang vermuten, der Verfasser des Textes zum „Niederösterreichischen Hoamatlied", Josef Wagner, habe seine Worte auf der Kaiserin-Elisabeth-Warte geschrieben.

Für interessierte Wanderer, die besonders die Welt der Berge schätzen und diese aus der Anonymität herausreißen wollen, sei auf die Panoramakarte im Vorraum des Gasthauses Oberaigner hingewiesen. Zu erwähnen ist, daß man mit dem Auto bis zum Parkplatz fahren kann. Nach rund 10 Minuten Fußweg steht dem einzigartigen Ausblick in die Bergwelt nichts mehr im Wege.

Möge unsere Mostviertler Aussichtswarte wieder vermehrt in unser Bewußtsein eingebettet werden! So wie unsere Ahnen durch ihren „Weitblick" diesen monumentalen Bau vor nahezu 100 Jahren errichtet und uns Nachfahren diesen 360-Grad Panoramablick ermöglicht haben.

QUELLEN UND LITERATURVERZEICHNIS:

(Kaiserin-Elisabeth-Warte am Plattenberg, Gemeinde A-3351 Weistrach)

o) Stammgassner Heinrich „KÜRNBERG mit besonderer Berücksichtigung des Platten- und Damberges" Selbstverlag des Verfassers 1874, Druck Josef Kinzl in Krems

o) Schwetter A./Kern S. „Heimatkunde der Bezirkshauptmannschaft Amstetten", Verlag Queiser, Amstetten 1879

o) Chronik der Volksschule Weistrach, Eintragung des Jahres 1880

o) Österreichischer Touristenklub Wien „Warten-Grundbuch des Jahres 1905"

o) Bezirksgericht St.Peter/Au: .) Protokollbuch 601/1901(Vertragsabschrift)
.) Schenkungsvertrag 5.10.1977
.) Grundbuch 03208 EZ 39

o) Bote von der Ybbs (Wochenblatt) 15. Jahrgang Nr. 6 vom 10.2.1900

o) Österreichische Touristenzeitung:
.) 1899 - XIX Nr. 10, Seite 113/114
.) 1900 - XX Nr. 17, Seite 204
.) 1900 - XX Nr. 18, Seite 215
.) 1900 - XX Nr. 20, Seite 239/240
.) 1901 - XXI Nr. 4, Seite 42
.) 1901 - XXI Nr. 14, Seite 167
.) 1901 - XXI Nr. 21, Seite 251
.) 1902 - XXII Nr. 13, Seite 156
.) 1904 - XXIV Nr. 3, Seite 54
.) 1904 - XXIV Nr. 14, Seite 278
.) 1905 - XXV Nr. 6, Seite 77
.) 1905 - XXV Nr. 13, Seite 167
.) 1906 - XXVI Nr. 10, Seite 119
.) 1907 - XXVII Nr. 12, Seite 170
.) 1907 - XXVII Nr. 14, Seite 201
.) 1908 - XXVIII Nr. 4, Seite 49
.) 1909 - XXIX Nr. 6, Seite 75/76
.) 1927 - 47. Jahrgang, Seite 45/46

o) Mitteilungen der Sektion „Wienerwald" des Österreichischen Touristenclubs:
.) 1899 Nr. 11, Seite 77
.) 1900 Nr. 10, Seite 60/61/64
.) 1907 Nr. 7, Seite 54

o) Höllrigl, Mons. Johann: „Geschichte der Pfarre und Gemeinde Haag" Verlag Edmund Huber, Haag 1900

o) Erinnerungsblätter an das 25jährige Abgeordneten-Jubiläum von Johann Oberndorfer (1878-1903), Weistrach am 30.6.1903

o) St.Pöltner-Zeitung, Nr. 13, 50. Jahrgang vom 24.3.1910, siehe Beilage „Stadt- und Land-Bote", Seite 12

Vor ca. 10 Jahren habe ich mir die archäologische Erforschung

Neue archäologische Funde und Entdeckungen aus dem Bezirk Amstetten

(Karl Kremslehner)

des Bezirkes Amstetten zur Aufgabe gestellt. Da dieser Teil Niederösterreichs, besonders in archäologischer Hinsicht, bis jetzt stark vernachlässigt wurde, war das für mich ein besonderer Ansporn. Aus unserer Vorgeschichte wurden in den letzten Jahren nur wenige Funde bekannt. Es handelt sich dabei meist um Knochen, Scherben von Gefäßen, Münzen, Gegenstände aus Stein, Eisen und Bronze, die der Laie meist nicht beachtet, die aber für die Wissenschaft und die Erkenntnis über die Lebensweise unserer Vorfahren von großer Bedeutung sein können.

In den letzten Jahrzehnten war es, besonders im Raum Amstetten, Prof. Dr. Leopoldine Pelzl, die als ehrenamtliche Korrespondentin des Bundesdenkmalamtes und als hervorragende Historikerin wichtige Funde für die Nachwelt sicherstellen konnte. Weiters gab es Notgrabungen, durchgeführt vom Bundesdenkmalamt, in St. Pantaleon/Stein (Hallstattgrab), Mauer/Url (spätantiker Friedhof) und in Wallsee (Limeskastell) sowie in Wallsee/Sommerau (Römischer Wachturm am Limes). Außerdem fanden in Dorf/Enns durch das Wiener Univ.Institut für Ur- und Frühgeschichte Grabungen am Ennsufer statt (Frühkarolingisches Gräberfeld).

Auch ich habe bei meinen Forschungen und ausgedehnten Geländebegehungen viele, großteils neue Fund- und Siedlungsplätze aus verschiedenen Zeitepochen entdeckt und möchte Ihnen nachstehend die wichtigsten in Kurzform vorstellen.

Aus der **Alt- und Mittelsteinzeit** (ca. 30.000 - 6.000 v.Chr.) gibt es außer einigen Mammutzähnen, einem Wisentschädel und einem menschlichen Schienbeinknochen aus dem Bezirk Amstetten so gut wie keine Funde.

Eine weitreichende Besiedelung unserer Gegend beginnt erst in der Jungsteinzeit. Die Menschen dieser Zeitepoche verwendeten Steingeräte, vorwiegend aus Serpentin, Grünstein, Silex (Feuerstein) oder Hornstein. Sie formten auch bereits Gefäße aus Ton, aber noch nicht auf der Töpferscheibe. Mit diesem Zeitabschnitt möchte ich die Liste der wichtigsten neu entdeckten Funde und Siedlungsplätze beginnen.

JUNGSTEINZEIT (Neolithikum - ca. 30.000 - 6.000 v. Chr.)

St. Pantaleon/Stögen

Neolithischer Siedlungsplatz am Erlabach.
Funde: Flachbeile, Werkstücke mit Schnittspuren und Bohrkern aus Grünstein, Silexschaber und Keramik.

Strengberg/Thürnbuch

Neolithischer Siedlungsplatz am Rande der Donauau.
Funde: Bohrkern, Klopf- und Reibsteine, Werkstücke mit Schnittspuren, Flachbeile, Lochbeilfragmente aus Grünstein, Silexschaber- und Pfeilspitze, Spinnwirtel aus Ton, Fragment eines Tonlöffels, verzierte Keramik mit Warzen- und Nubbengriffen sowie Knochengeräte (Spitze, Spatel).

Böhlerwerk

Neolithischer Siedlungsplatz am Ybbsufer.
Funde: Schaber und Absplisse aus Hornstein und Silex, Fragment von Steingerät aus Grünstein sowie Keramikfragmente.

Ernsthofen/Haidershofen

Mehrere neolithische Siedlungsplätze entlang der Enns zwischen Haidershofen und Ernsthofen wurden durch Sammler aus Steyr entdeckt.
An Funden kamen auch hier die typischen Steingeräte sowie Keramik zutage.

Wallsee/Sommerau

Einzelfund einer großen Silexpfeilspitze vom Abhang des Burgberges.

An weiteren Einzelfunden sind ein sehr großes flachbeilähnliches Steingerät aus Strengberg (Linden) und ein großes Lochbeil aus Strengberg (Thürnbuch) zu erwähnen, die von Laien gefunden wurden.

Am Ende der Steinzeit entdeckt der Mensch das Metall Kupfer und verwendet dieses zur Herstellung von Beilen und anderen Geräten. Aus diesem Zeitabschnitt (ca. 2.000 v.Chr.) gab es bis jetzt aus dem Bezirk Amstetten noch keine Funde. Ich konnte erst vor kurzem in Ennsdorf ein Flachbeil dieser Zeitepoche aufsammeln. Schon kurz nach der Verarbeitung des Kupfers entdeckte der urzeitliche Mensch das Erzeugen von Bronze, indem er dem Kupfer Zinn zusetzte und damit ein wesentlich härteres Metall erhielt. Er fertigte von nun an sämtliche Waffen, Werkzeuge und Schmuckstücke aus diesem Metall.



Jungsteinzeitliche Steinwerkzeuge und Keramikfragmente

BRONZEZEIT (ca. 1.800 - 800 v.Chr.)

Aus der frühen bis mittleren Bronzezeit (ca. 1.800 - 1.200 v.Chr.) konnte ich an folgenden Fundorten Beobachtungen machen und Fundstücke bergen:

Neustadtl/Insel Wörth

Einzelfund eines Randleistenbeiles aus Bronze.

St.Pantaleon/Stein

Kleines Randleistenbeil und das Fragment einer Kugelkopfnadel.

SPÄTE BRONZEZEIT (ca. 1.200 - 800 v.Chr.)

Ennsdorf

Griffzungenmesser, Rasiermesser aus Bronze (Einzelfunde).

St. Pantaleon

Spätbronzezeitlicher Siedlungsplatz.
Funde: Verzierte Keramik mit Fingertupfenleiste und Ritzverzierung, Bronzegußreste, Knochenreste und zwei Bronzenadeln (dabei eine sogenannte Vasenkopfnadel).

Erla/Dorf

Einzelfund einer Bronzelanzenspitze.

Ardagger

Kleiner Depotfund bestehend aus Tüllenbeilen, Lappenbeilen, Halsreifen, Armreifen, Griffangelmesser, Schwertspitze, Gußrest, meißelartiges Bronzestück.

Am Ausgang der Bronzezeit kommt ab ca. 800 v.Chr. der Gebrauch des Eisens auf. Es beginnt damit die sogenannte Eisenzeit. Nach einem bedeutenden Fundort in Oberösterreich wird dieser Zeitabschnitt Hallstattzeit genannt.

FRÜHE EISENZEIT (Hallstattzeit – ca. 800 - 400 v. Chr.)

St.Pantaleon/Stein

Bei einer Notgrabung des BDA durch Univ.Doz. Dr. J. W. Neugebauer kam ein Einzelgrab einer Frau mit zwei Tongefäßen, zwei großen Hohlringen aus Bronzeblech und Reste eines Halsschmuckes aus Bronze zutage.

Ich konnte im Umfeld dieser Bestattung das Fragment eines hallstattzeitlichen Eisenschwertes aufsammeln.



Flachbeil aus Kupfer, Randleistenbeile der frühen Bronzezeit, Messer, Lanze aus der Spätbronzezeit



Spätbronzezeitlicher Depotfund von Neustadtl/D.

SPÄTE EISENZEIT (Latènezeit – ca. 400 v.Chr. bis zur Jahrtausendwende)

Mit dem Erscheinen von keltischen Völkerstämmen, die um ca. 400 v. Chr. aus dem Westen kamen, begann die Keltenzeit oder auch Latènezeit (nach einem bedeutenden Fundort in der Westschweiz).

Alle Funde, die bis jetzt aus diesem Zeitabschnitt in unserem Bezirk gefunden wurden, sind aber bereits dem Ende der Latènezeit (ca. 1 Jh. v. Chr.) zuzuordnen.
Es handelt sich dabei meist um Keramikfragmente mit der typischen Kammstrichverzierung. Ich konnte solche Stücke aus Haidershofen, Wallsee und Ennsdorf im Bereich von römischen Siedlungsplätzen nachweisen.

St.Pantaloen/Wagram

Radamulett aus Bronze (Einzelfund).

Ennsdorf

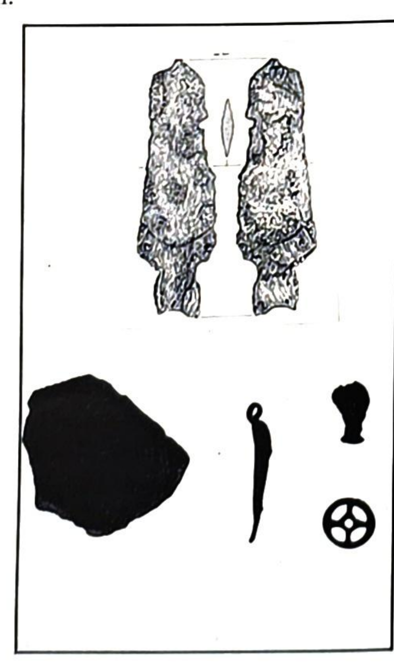
Fibel und Fragment einer Bronzekette im Bereich eines römischen Siedlungsplatzes.

Erla

Fibel im Bereich eines römischen Gebäudes.

Am Beginn des 1. Jh. n. Chr., unter Kaiser Augustus (27 v. Chr. - 14 n.Chr.), wurde das bereits bestehende keltische Noricum ohne militärische Auseinandersetzungen von den Römern besetzt. Es kam zu einem friedlichen Zusammenleben von Römern und Kelten in unserem Raum. Unter Kaiser Claudius (51 - 54 n.Chr.) wurde das besetzte Noricum zur römischen Provinz Noricum. Die Donau bildete die nördliche Grenze des römischen Reiches. Im Gebiet nördlich der Donau lebten germanische Volksstämme.

Ab Kaiser Vespasian (69 - 79 n.Chr.) wird die nördliche Reichsgrenze zur befestigten Grenze (Limes) mit der Errichtung von Militärlagern, Wachtürmen und Straßen ausgebaut. Es entwickelte sich im Raum unseres Bezirkes ein reges militärisches und wirtschaftliches Leben.



Fragment eines Hallstattschwertes (Zeichnung)

Keramikfragment mit Kammstrichverzierung, Fibeln (Gewandnadeln) und Radamulett aus der Spätlatènezeit)

Aus der Römer[illegible] die bei uns vom 1. Jh. bis Anfang des 5. Jh. n. Chr. da[illegible], gibt es daher auch viele archäologische Funde. Der bede[illegible]ndste Fund aus römischer Vergangenheit, der über die Gr[illegible]n Österreichs von großer Bedeutung ist, wurde im Jahre 1[illegible] in Mauer/Url aufgefunden. Es handelt sich um den berühmte[illegible] „Jupiter-Dolichenus-Fund“, der das Inventar eines Kultheiligtu[illegible]es beinhaltete.

Weiters wurde im Jahr 1966 in Erla ein Münzschatzfund mit zahlreichen Gold- und Silbermünzen bei Baggerarbeiten entdeckt. Es handelt sich hierbei um einen der bedeutendsten römischen Münzfunde Österreichs.

Anhand dieser beiden Funde, die durch Zufall entdeckt wurden, können Sie erkennen, welche Bedeutung das Gebiet des heutigen Bezirks Amstetten bereits in der Römerzeit hatte. Ich möchte an dieser Stelle mit der Auflistung der römischen Neufunde und Entdeckungen, die ich in den letzten Jahren feststellen konnte, beginnen.

RÖMERZEIT (1. Jh. bis Anfang 5. Jh. n. Chr.)

Ennsdorf
Römisches Gebäude (höchstwahrscheinlich Gutshof).
Funde: Fibeln, Ringe, Gürtelbeschläge, Eisenmesser, Schubschlüssel, Schmucknadeln, Keramik und Münzen des 2. - 4. Jh. n. Chr.

St.Pantaleon/Wagram
Römisches Gebäude (höchstwahrscheinlich Gutshof).
Funde: Fibeln, Metallverzierungen, Gürtelschnallen, Bronzegriffchen, Eisenmesser, Eisenschlüssel, Eisenkette, Bronzeglocke, Keramik und Münzen des 1. bis 4. Jh. n. Chr.

St.Pantaleon/Stein
Großer, römischer Siedlungsbereich. (Nach den bisherigen Funden handelt es sich um den Standort eines römischen Hilfstruppenlagers-Auxiliarkastell). Das Vorhandensein von römischen Bauresten war bereits seit vielen Jahrzehnten bekannt, und erst in den letzten Jahren wurden von Franz Weinberger (St.Valentin) und mir erste datierte Funde aufgesammelt.

Funde: Fibeln, Bronzebeschläge, Möbelbeschläge aus Bronze, Ringe, Bronzenadeln, Löffelsonde (Arztgerät), Gürtelbeschläge, zahlreiche Fragmente von militärischer Ausrüstung (Schildnägel, Bronzeösen usw.), Eisenschlüssel, Eisenkette, Eisenmesser, teils verzierte Keramikfragmente, Münzen vom 1. vorchristlichen Jahrhundert bis Ende 2. Jahrhundert nach Chr., Ziegelfragment mit Stempelresten (NVMB). Besonders hervorzuheben sind einige Fragmente von römischen Militärdiplomen. Es waren dies Dokumente aus Bronze, auf denen einem Soldaten, nach Beendigung des Militärdienstes, das römische Bürgerrecht bescheinigt wurde.

St.Pantaleon/Stein
Spätrömische Gebäude außerhalb des frührömischen Siedlungsbereiches.
Funde: Gürtelschnalle, Fragment einer Zwiebelkopffibel, spätrömische Keramikfragmente, Münzen des 3. bis 4. Jahrhunderts nach Christus.

Erla
Spätrömischer Wachturm.
Funde: Bleifragmente, Eisenmesser, glasierte Keramik, Ziegelstempel, Münzen des 4. Jh. n. Chr.

Strengberg
Einzelfund eines römischen Schubschlüssels aus Eisen auf markantem Höhenrücken an der Donau, eventuell ein Hinweis auf den Standort eines römischen Wachturms.

Wallsee-Sommerau
Römischer Wachturm auf „Burgberg“.

Im Jahre 1992 wurde vom Bundesdenkmalamt (Univ.-Doz. Dr. H. J. Ubl) nach Oberflächenfunden von römischen Ziegelstempeln eine Sondiergrabung durchgeführt. Es kamen neben weiteren Ziegelstempeln eine römische Kniefibel sowie zahlreiche mittelalterliche Funde und Mauerreste zutage. Die Fundamente eines ehemaligen römischen Wachturms sind wahrscheinlich im Mittelalter zerstört worden. Den Funden und dem Gelände nach ist ein römischer Wachturm aber mit Sicherheit anzunehmen. Endgültige Klarheit können aber nur weitere Grabungen bringen.

Stephanshart
Frührömischer Siedlungsplatz, spätrömischer Wachturm?
Funde: Fibeln, Bronzebeschläge, emaillverzierter Anhänger mit Fischdarstellung, Bronzewaagschale, Keramik, Armreif, Ziegelstempel, Münzen des 1. vorchristlichen Jh. bis 4. Jh. n. Chr.

Freienstein/Donau
Einzelfund einer römischen Kniefibel.

Mauer/Url
Im Bereich des bekannten römischen Siedlungsplatzes konnte ich ein weiteres Gebäude feststellen. Es handelt sich dabei wahrscheinlich um einen Gutshof.
Funde: Gürtelbeschlag, Fibel, Terra-sigillata-Keramik, Münzen des 2. bis 4. Jh. n. Chr.

Da alle römischen Anlagen und Siedlungsplätze mit Straßen verschiedener Rangordnung verbunden waren, ist die römische Straßenforschung ein weiterer wichtiger Bereich. Da die ursprünglichen Straßen in der Regel nicht mehr erhalten sind, beschränke ich mich auf das Aufsammeln von römischen Funden im Bereich des vermuteten Straßenverlaufes.

Ich konnte bis jetzt in St. Pantaleon einen großen Lunula-Anhänger und einen Bronzebeschlag sowie in Erla ein großes Bronzezierstück, das zum Schmuck des Pferdes diente, finden.

Vom Ende der Römerzeit in unserem Raum (ca. Ende 5. Jh. n. Chr.) bis ca. 8. Jh. gibt es kaum Funde. Es ist anzunehmen, daß der Bezirk Amstetten in dieser Zeit nur äußerst gering besiedelt war. Die ersten Funde gibt es erst wieder aus der frühen Karolingerzeit und in der Folge von slawischen Siedlungsplätzen. Es dürfte in der Zeit zwischen dem 8. und 9. Jh. ein Nebeneinanderleben von bairischen und slawischen Siedlern auf dem Gebiet des heutigen Bezirks Amstetten gegeben haben. Es war dies auch die Zeit der awarischen Reiter, die ihre kriegerischen Streifzüge bis auf bairisches Gebiet ausdehnten. Um 788 n.Chr. kam es in unserem Raum, nämlich auf dem Ybbsfeld, zu einer kriegerischen Konfrontation zwischen Soldaten von Karl dem Großen und den Awaren, bei der die Awaren besiegt wurden.

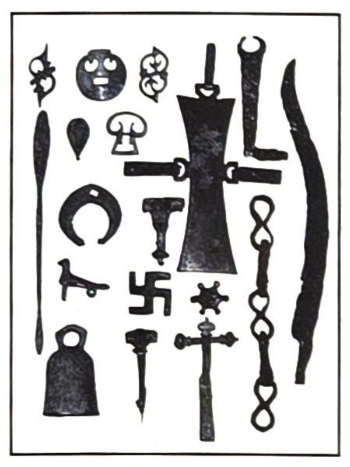
FRÜHMITTELALTER (vom Ende der Römerzeit bis ca. 1000 n.Chr.)

Dorf/ Enns
1990/91 kamen bei Grabungen durch Dr. Erik Szameit vom Univ.Inst. f. Ur- und Frühgeschichte 40 Gräber aus der frühen Karolingerzeit zutage.

Erla/Anger
Ich konnte 1992 im Bereich des bekannten slawischen Fried-

hofes eine sogenannte „Mährische Bartaxt" aus Eisen (9. Jh. n.Chr.), wie sie bis jetzt nur im östlichen Niederösterreich zutage kam, als Einzelfund aufsammeln.

Funde der sogenannten **Köttlach-Kultur** (nach einem Gräberfeld in Köttlach, NÖ). Eine genaue Zuordnung der Köttlach-Kultur zum bairischen oder slawischen Kulturraum dürfte noch nicht völlig geklärt sein. Es dürfte sich aber um den Zeitraum des 10. Jh. n. Chr. handeln.





Römerzeitliche Fundstücke aus Bronze und Eisen sowie römische Ziegel und Keramik

Albing
Einzelfund einer Emaillscheibenfibel mit stilisierter Tierdarstellung. (Sehr ähnliche Fibeln wurden auch im Gräberfeld v. Köttlach gefunden.)

St.Pantaleon/Stein
Einzelfund einer Emaillscheibenfibel mit stilisierter Reiterdarstellung.

St.Pantaleon/Wagram
Einzelfund einer Emaillscheibenfibel mit Darstellung eines Hühnervogels.

Winklarn
Einzelfund einer Emaillscheibenfibel nach dem Typ der in Köttlach gefundenen Stücke.

Ennsdorf
Frühmittelalterlicher Siedlungsplatz.
Funde: Emaillverzierte Fibel in der Form der damals üblichen Ohrgehänge. Geringe Fragmente wellenbandverzierter Keramik.

Bei den vorangehenden Funden fällt mir die Häufigkeit des Vorhandenseins römischer Gebäude oder Siedlungsplätze auf. Ich schließe daraus, daß die Menschen damals noch bestehende römische Ruinen zur Besiedelung wiederverwendet haben.

Am Ende des 10. Jh. n.Chr. begann nun in unserem Raum die Herrschaft der Babenberger, die bis in die Mitte des 13. Jh. andauerte. Diese Zeitstufe wird Hochmittelalter genannt. In dieser Zeit entstanden auch im Bezirk Amstetten zahlreiche Burgen und kleinere Wehranlagen. Man bezeichnet den Erdunterbau dieser herrschaftlichen Sitze als „Hausberg". Ich möchte hier jene erwähnen, in deren Bereich ich archäologische Funde aufsammeln konnte.

HOCHMITTELALTER (ca. 1.000 n.Chr. - 13. Jh. n.Chr.)
SPÄTMITTELALTER (ca. 14. Jh. bis Anfang 16. Jh. n.Chr.)

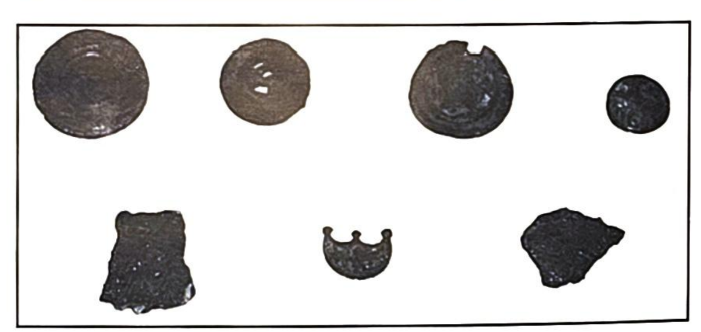
Neustadtl/Nabegg
Hausberg oberhalb Ruine Freienstein (12./13. Jh.).
Diese Anlage wurde von H. Pöchacker vermessen und gezeichnet.
Funde: Flügelpfeilspitze und Rädchensporn aus Eisen.

Ybbsitz/Großprolling
Hausberg südlich von Ybbsitz (ca. 12. Jh.).
(Vermessen und gezeichnet von H. Pöchacker, Scheibbs.)
Funde: Spießartige Eisenwaffe, Keramik.

Ertl
Hausberg südlich von Ertl (12./13. Jh.).
Funde: Armbrustbolzen aus Eisen, Gürtelschnalle, Eisenmesser Vorhängeschloß aus Eisen, kleines Hufeisen, Keramik.

Konradsheim
Ehemalige Burg auf dem Schießkogel.
Funde: Armbrustbolzen aus Eisen, Fingerring mit gotischer Inschrift, Bronzierblech, Bronzenagel, Münzen und Keramik des 13./14. Jh., Eisengürtelschnalle, Rasiermesser.





Frühmittelalterliche Funde wie Scheibenfibeln, Keramik, Eisenaxt- und Pfeilspitze

Amstetten/Edla
Ehemalige Burg "Althaus" an der Url.
Funde: Kegelförmiger Bronzeanhänger, Zierblech mit Spuren von Vergoldung, Ziernägel aus Bronze, zahlreiche Hufnägel, Graphittonkeramik des 12./13. Jh.

Strengberg/Thürnbuch
Hochmittelalterlicher Siedlungsplatz. Durch Geländebegradigung keine Reste einer Wehranlage mehr erkennbar.
Funde: Gotischer Eisenschlüssel, Spinnwirtel aus Blei und Graphitton, Stachelsporn aus Eisen, Keramik vom 11. bis 14. Jh. Münze ca. 1.300.

Wallsee/ Sommerau
Ehemalige Burg (gut erhaltener Hausberg).
Funde: gotischer Schlüssel, Hufeisen, Spinnwirtel aus Ton, Fragment einer größeren Bronzeglocke, Keramik des 14. Jh. Besonders interessant ist das Bruchstück eines Siegelstockes, auf dem in gotischer Schrift der Name „CHVNRADI" zu lesen ist. Es könnte sich um einen Siegelstempel aus dem Besitz von

Konrad v. Somme... handeln. Weiters kamen bei einer Sondergrabung des Bl... Univ.Doz. Dr. H. J. Ubl) massive Mauerreste in beachtlich... efe zum Vorschein. An Funden konnten kleinere vergoldet... ierbeschläge sowie eine große Menge gotischer Keramik ... orgen werden.

Freienstein/D.

Burgruine an der Donau.

Funde: Armbrustbolzen, Fragmente von einer Hakenbüchse aus Messing, Steigeisen, Vorhängschlösser, gotische Schlüssel, Bronzegürtelschnalle, vergoldetes Zierblech, Bronzeblech mit Reiterdarstellung, verzierter Anhänger, Messer sowie Münzen des 14. Jh., Armteil einer Rüstung.

Insel Wörth

Ehemalige Burg auf Donauinsel.

Funde: Armbrustbolzen, Eisenhammer, Zierblech, Fingerring, vergoldete Anhänger mit Darstellung von vogelartigen Fabelwesen, Gürtelschnalle, Münzen vom 12. bis 14. Jh.

Strengberg

Hausberg auf markantem Höhenrücken an der Donau.

Funde: Armbrustbolzen, Messer, Streitkolben, Feuerschläger aus Eisen, Sporenbügel, Eisenaxt, Schlüssel, Steigbügel, Pferdetrense, Eisenhentze (handschuhartiger Rüstungskeil), Keramik des 15./16. Jh. sowie Münzen ca. 1480.





Hoch- und spätmittelalterliche Funde wie Armbrustbolzen, Feuerschläger, Stachelsporn, Steigbügel usw.

Einen besonders bedeutenden Fund aus dem Spätmittelalter konnte ich erst vor kurzer Zeit in St.Valentin bergen. Es handelt sich um einen Münzschatzfund des 15. Jh., der aus 14 Goldmünzen und ca. 2500 Silbermünzen besteht. Er zeugt von wohlhabenden Bewohnern unseres Raumes und wird derzeit im Kunsthistorischen Museum in Wien bearbeitet.

Ich möchte hiermit meine Fundauflistung abschließen und noch einige Zeilen über die Bedeutung der Archäologie in unserem Bezirk an Sie richten.

Da in den letzten Jahren die allgemeine Bautätigkeit stark zugenommen hat und auch noch in den nächsten Jahren anhalten wird, erscheint es mir besonders wichtig, archäologische Fundstellen schon vor der Zerstörung durch das Aufsammeln von Oberflächenfunden festzustellen und zu melden, damit bei bevorstehenden Erdbewegungen das Bundesdenkmalamt als zuständige Stelle einschreiten kann, um eine Grabung durchzuführen. Erst bei einer Grabung durch ausgebildete Fachleute werden die so wichtigen archäologischen Hinterlassenschaften unserer Vorfahren richtig gedeutet und dokumentiert. Ich kann aus meiner Erfahrung nur sagen, daß bei richtiger Information ein Einverständnis zwischen den Grundbesitzern und dem Bundesdenkmalamt in den meisten Fällen zu erreichen ist. Es handelt sich ja immerhin um die Erhaltung bodenständigen Kulturgutes, das bei Nichtachtung unwiederbringlich verlorengeht. Es erscheint mir daher als sehr wichtig und von allgemeinem Interesse, das Mißtrauen zwischen Laien und den Wissenschaftlern durch richtige Information und Aufklärung abzubauen.

Ich hoffe, ich habe mit diesem Bericht das Interesse an der jahrtausende alten Geschichte unserer Heimat bei Ihnen geweckt und wünsche mir von allen Lesern, daß sie in Zukunft mit offenen Augen und mit Interesse für die archäologischen Hinterlassenschaften unserer Vorfahren durch den Bezirk Amstetten gehen und bei eventuellen Entdeckungen die zuständige Stelle (BDA) verständigen.

Auch ich stehe für eventuelle Fragen oder Anregungen jederzeit zur Verfügung.

Bundesdenkmalamt
Abteilung für Bodendenkmale
Hofburg, Säulenstiege
A-1010 Wien
Tel. 0222/53415

Karl Kremslehner
Klein-Erla 106
4300 St. Valentin

Lit: Dr. L. Pelzl – Heimatgeschichte Amstettens
Dr. E. Werner – Österreichs Wiege
H. Pöchacker – Burgen u. Herrensitze im Bez. Scheibbs

Weihnachtswünsche ...
oder Gedanken zum Schenken

(vom Arbeitskreis der Kindergärtnerinnen)



„Sich der Kindheit wahrhaft zu erinnern, das heißt: Plötzlich und ohne langes Überlegen wieder wissen, was echt und falsch, was gut und böse ist. Die meisten vergessen ihre Kindheit wie einen Regenschirm und lassen sie irgendwo in der Vergangenheit stehen. Und doch können nicht vierzig, nicht fünfzig Jahre des Lebens und Erfahrens den seelischen Feingehalt des ersten Jahrzehnts aufwiegen. Die Kindheit ist unser Leuchtturm." (Erich Kästner)

* Warum SCHENKEN:

– Mit einem Geschenk möchte man FREUDE bereiten und sich selbst über die FREUDE des anderen freuen können.
– Mit einem Geschenk sollte man keinen „verpflichtenden" Hintergedanken verbinden.
– Mit einem Geschenk sollten die FREUDEN des Schenkens, des MITTEILENS, BE-GREIFBAR werden.

Es ist wichtig, daß in den Kindern der Sinn für diese Weise der Lebenssteigerung gepflegt wird, daß sie nicht vorzeitig in den Sog der Oberflächenbefriedigung geraten und dadurch womöglich die ursprüngliche Unterscheidung für das eigentlich BEGLÜCKENDE im Leben verlieren.
Wie gehen wir Erwachsene damit um?

* SCHENKKULTUR ENTDECKEN:

Manch ein Wohnzimmer ist nach der Bescherung tatsächlich übersät mit Geschenkpapier und Geschenken. Dem könnte man entgegenwirken, in dem wir Feierlichkeit, Gemütlichkeit, Beschaulichkeit, Feststimmung aufkommen lassen. Es wird nicht „aufgerissen", „durchgecheckt", „weggelegt", sondern einer nach dem anderen macht nach dem Verlesen der Weihnachtsgeschichte, dem gemeinsamen Singen, dem Gebet, den Wünschen ... ein Packerl auf. Alle anderen freuen sich mit. Gedanken und Gefühle entstehen. FREUDE und ZUFRIEDENHEIT kann um sich greifen. Kommen da nicht eigene Kindheitserinnerungen ins Bewußtsein?

* KLEINIGKEITEN SCHÄTZEN:

Spielsachen standen schon immer symbolisch für die technischen Errungenschaften der betreffenden Gesellschaft. Viel zu oft haben Kinder bereits gelernt, daß Kleider, Bücher oder Spiele „Kleinigkeiten" sind und ein Weihnachtswunsch von vornherein einfach was „Teures" sein muß!
Es wird darauf ankommen, wie wir als Erwachsene mit den Gütern des Wohlstandes umgehen – die Sehnsucht nach bewußterem Erleben schlummert ja in jedem von uns. Exupéry meint dazu im „Kleinen Prinzen": „Es muß feste Bräuche geben. Die Erinnerung an bestimmte mit Festen verbundene Familienrituale zählen später einmal zu den kostbarsten Erinnerungen an die Kindheit. Damals zu Hause, da war das so ..."

* FREUDE DURCH WARTEN:

Maria von Ebner-Eschenbach: „Nenne dich nicht arm, weil deine Träume nicht in Erfüllung gegangen sind; wirklich arm ist nur der, der nie geträumt hat!" Sich auf ein Geschenk freuen zu können hat etwas mit „Warten - Müssen" zu tun. Und das ist gut so. Denn ohne diese Zeit des Wartens können keine Träume und „Sehnsüchte" entstehen. Diese sind wichtig, um das reale Leben als ein „erfülltes" Leben wahrzunehmen. Aber die Mühe wird sich mit jedem Tag, den wir näher ans Ziel kommen, immer mehr in „Seligkeit" und „Freude" umwandeln.

Schenken wir uns doch selbst ein wenig „KINDERSELIGKEIT" zur Weihnachtszeit!
Heimeliges Fest!